Coblenz
Predigten

Neue Folge



Predigten

gehalten

in der Synagoge zu Bielefeld

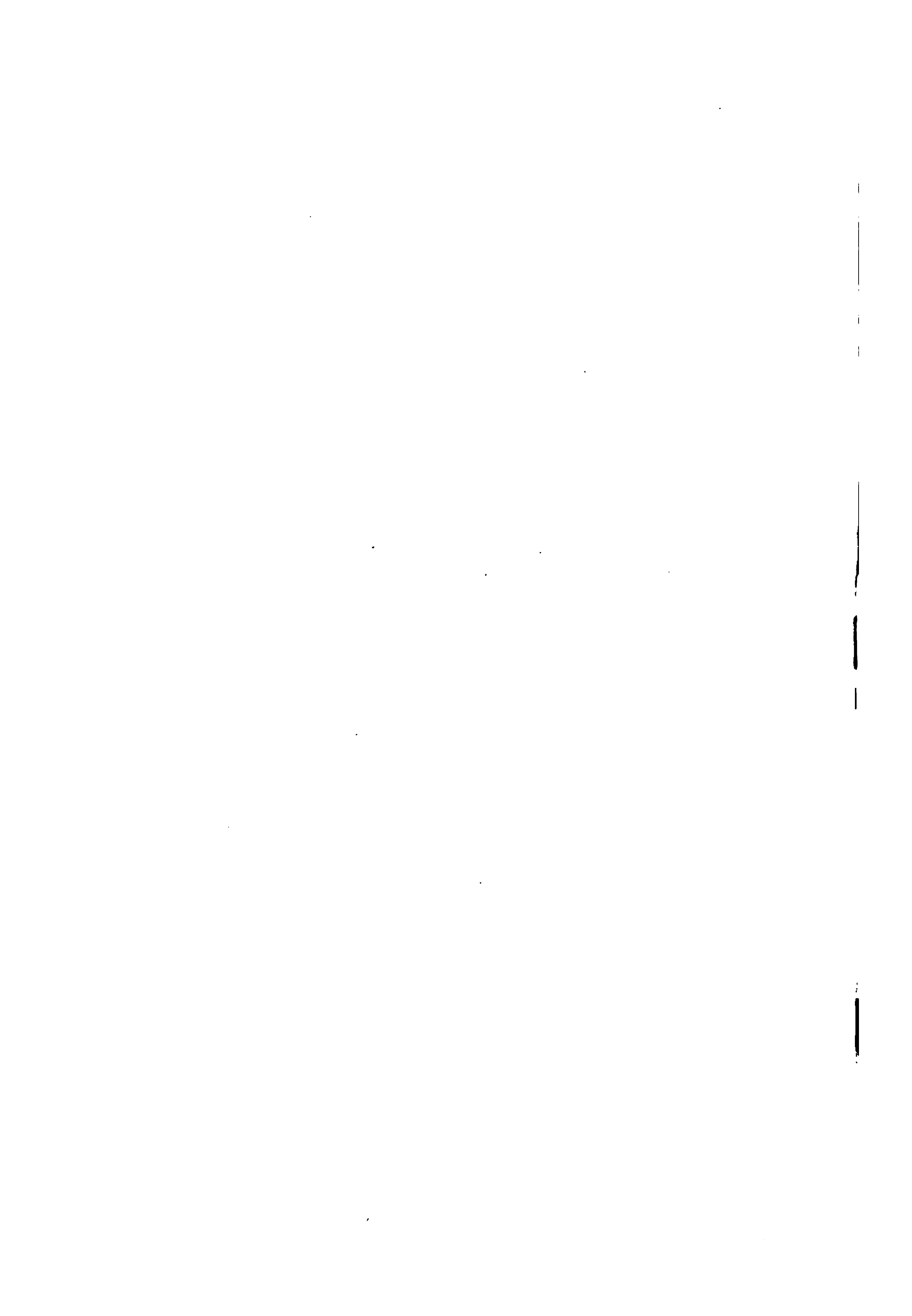
von

Dr. F. Coblenz
Rabbiner der Synagogen-Gemeinde Bielefeld.

Neue Folge.

Frankfurt a. M.
Verlag von J. Kauffmann.
1907.

Meiner lieben Frau



Vorwort.

Der Erfolg meiner ersten Predigtsammlung — nach kaum zwei Jahren war die ganze Auflage bis auf wenige Exemplare vergriffen — veranlaßt mich, eine neue Sammlung zu veröffentlichen.

Über das Zitieren von Bibelversen und Stellen aus der talmudischen Literatur habe ich mich bereits in dem Vorwort zur ersten Sammlung geäußert. Ich habe jenen Ausführungen nichts hinzuzufügen; sie entsprechen auch heute noch meinen Anschauungen.

Betreffs des Predigttextes bin ich der Meinung, daß er den Grundgedanken der Predigt enthalten muß. Die von dem Kanzelredner vorgetragenen Ideen müssen sich in dem Texte spiegeln. Aber der Prediger ist nicht berechtigt, Gedanken in den Text hineinzuinterpretieren, die nicht in ihm enthalten sind. Durch derartige Künsteleien wird viel gesündigt, und oft genug sind sie geschmacklos. — Was der Prediger im einzelnen entwickelt, kann er nicht immer durch Schriftstellen belegen; denn die zwei Jahrtausende, die seit dem Abschluß der Bibel verflossen sind, haben in den Anschauungen der Menschen vieles geändert. Der Kanzelredner muß seiner Zeit gerecht werden; darum darf er an dem Kulturleben, das die besten Geister unseres deutschen Volkes geschaffen haben, nicht vorübergehen. Ich meine sogar, daß die Kanzel für viele Leute die einzige Stätte ist, die ihnen in edler, populärer Form die Kenntnis der sittlichen Ideen unserer größten Denker vermittelt.

Die Predigt soll zum ernsten Nachdenken über Gottesglaube und Sittlichkeit anregen. Wenn sie das erreicht, hat sie ihre Aufgabe erfüllt.

Bielefeld, im Juni 1907.

Der Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.

1.

Propheten.

Möchte doch das ganze Volk des
Ewigen aus Propheten bestehen!
IV. B. M. 11, 29.

Meine andächtigen Zuhörer!

Schon einmal habe ich über Propheten zu euch gesprochen. Ich schilderte euch damals ihre Stellung zum Kultus, ihre Auffassung über Opfer und Gottesdienst; ich rief euch die herben und schroffen Worte ins Gedächtnis, mit denen sie Lippenfrömmigkeit und Werkheiligkeit ihres Volkes verurteilt und bekämpft haben. Aber, meine Andächtigen, das ist nur die negative Seite ihres Wirkens. Indem sie den rein äußerlichen Kultus verwarfen und mit dem Götzendienst auf eine Stufe stellten, erwiesen sie sich als die großen Zerstörer, die mit kraftvoller Energie verderbliche Anschauungen und Vorstellungen überwunden haben, von denen sich gerade die vornehmeren Kreise des Volkes nur schwer trennen konnten. Lasset mich nun heute jene erste Betrachtung ergänzen, indem ich über die aufbauende Tätigkeit der Propheten zu euch spreche.

Was haben die Propheten Positives geschaffen? Welche neuen sittlichen Werte haben sie geprägt? Als Text vernehmt dazu das große Wort, das Mose nach dem Berichte unserer Sidra zu Josua spricht: „Möchte doch das ganze Volk des Ewigen aus Propheten bestehen!"

Meine Andächtigen! Wenn man die sittliche Bedeutung eines Menschen bewerten will, dann muß man vor allem seine Ideale kennen; man muß wissen, welche Lebensaufgabe er der

Menschheit gesetzt hat, welchem Ziele er selbst als Glied der Menschheit zustrebt. Das Ziel der Propheten ist die messianische Zeit. Sie mögen noch so sehr grollen und zürnen, sie mögen noch so viel rügen und tadeln, der Ausklang ihrer Reden bleibt die messianische Zeit. Was sie darunter verstehen? Sie sprechen es klar und kraftvoll aus. In dem einen Worte, das ihr gleichlautend bei Jesaia und Micha findet, ist alles gesagt; es gibt den Grundton an, der in den Reden der anderen widerklingt: „Ihre Schwerter werden sie zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Winzermessern. Nicht mehr wird Volk gegen Volk das Schwert erheben, und den Krieg wird man nicht mehr lernen.“ Friedlicher Wettstreit der Völker untereinander, gemeinsame Kulturarbeit der Nationen auf Erden ist das hochragende Ziel, das unsere Propheten der Menschheit gesetzt haben. In glühender Farbenpracht malen sie es aus; mit poetischer Gestaltungskraft stellen sie es vor unsere Seele. Sie schauen mit kühnem Optimismus in die ferne Zukunft, die die getrennte Menschheit in Liebe zusammenführt. M. A.! Indem die Propheten dieses Bild entworfen haben, sind sie die größten Wohltäter des Menschengeschlechts geworden, denn sie haben dadurch das ewige Ideal geschaffen, das unserem Arbeiten und Streben die Richtung zeigt. Erst durch dieses Ziel bekommt unser Leben seinen Inhalt; jetzt wissen wir, warum wir uns mühen: wir sollen der einigen Menschheit den Weg bahnen. Aus diesem Gedanken haben die größten Geister aller Zeiten die Kraft geschöpft, sich für das Wohl der Gesamtheit zu opfern. Nehmt diesen Gedanken aus der Weltgeschichte hinweg, und das Menschendasein hat seinen Wert verloren; es fehlen ihm Würde und Zweck. Denn nur um des leuchtenden Zieles willen, das in der Ferne winkt, nehmen wir freudig alles auf uns. Wir wollen der einigen Menschheit den Weg bahnen. Das ist das unsterbliche Verdienst unserer Propheten: sie haben uns den Glauben an die Aufgabe und Bestimmung des Menschengeschlechts gegeben, und den lassen wir uns nicht wieder rauben. Werdet doch nicht kleinmütig und verzagt, wenn

in trüber Gegenwart eure Menschenrechte bedroht sind! Je größer die Schwierigkeiten, desto mutiger der Kampf! Das Ziel, dem die Besten zustreben, bleibt unwandelbar dasselbe: wir sollen der einigen Menschheit den Weg bahnen! So haben unsere Propheten es gelehrt. O, möchte doch das ganze Volk aus Propheten bestehen!

Aber, m. A., wir danken jenen erleuchteten Männern der Vorzeit nicht nur das hochragende Ziel, o nein, sie haben uns auch die Mittel gelehrt, durch die wir dem Ziele näher kommen. Sie begnügten sich nicht, die Zukunft des Menschengeschlechts in herrlichen Bildern auszumalen, sondern sie legten selbst Hand ans Werk, um tatkräftig dem Ideal zu dienen. Sie waren Männer der praktischen Lebensarbeit. Was ihr Geist in ferner Zeit für alle Staubgeborenen vollendet schaute, das suchten sie auf heimatlichem Boden in ernstem Schaffen vorzubereiten. Denn wer die Menschheit fördern will, der muß im engen Kreis des eigenen Vaterlandes damit beginnen; wer sich mit Weltbeglückungsträumen trägt, der muß in der kleinen Welt des eigenen Hauses den Anfang machen. Und so wirkten sie zunächst für Israel, aber durch Israel für die ganze Menschheit. Was sie unseren Vätern an sittlich-religiösen Lehren gegeben haben, das bleibt mustergültig und vorbildlich für alle Zeiten. Nie wird man im Gebiete des sittlichen Lebens Größeres ersinnen können als den Jesaianischen Gedanken: heiligt euren Wandel, damit ihr heilig werdet! Nie kann man die Würde des Menschen reiner und edler fassen als Ezechiel es getan, da er die Vorstellung von der Erbsünde zerstört und durch die andere, größere Lehre ersetzt hat: jeder einzelne ist sittlich auf sich selbst gestellt; jeder einzelne ist für sein Tun verantwortlich und kann, wenn er gefehlt hat, durch eigene Kraft, ohne Vermittlung eines anderen auf seinem Wege umkehren, damit er lebe. Durch solche sittlichen Grundsätze bereitet man die messianische Zeit vor. Sie sind die sicheren Führer, die uns zum Ziele leiten.

Was uns aber die praktische Wirksamkeit der Propheten vor allem wertvoll macht, das ist ihr soziales Denken. In ihnen lebte die Erkenntnis, daß alle Sittlichkeit soziale Ethik sein muß; denn wer der einigen Menschheit den Weg bahnen will, der muß auch in dem niedrigsten Staubgeborenen die Menschenwürde achten. Von diesem Gedanken beseelt, traten die Propheten mit kühnem Mute und mit warmherziger Begeisterung für die Armen und Gedrückten ein, deren Rechte von den Machthabern gewissenlos in den Staub getreten wurden. Und in diesem Kampfe gegen die Vergewaltigung des Rechtes haben die Propheten wahrhaft Großes geleistet. Ihr mögt die Geschichte der ganzen Menschheit durchgehen, nirgends findet ihr Persönlichkeiten, die sich mit mehr Ernst und Energie der Unglücklichen und Enterbten angenommen hätten. Schlagt auf welches Prophetenbuch ihr wollt, lest Amos oder Hosea, Jesaia oder Micha, Jeremia oder Ezechiel, fast auf jedem Blatte findet ihr flammende Proteste gegen die soziale Ungerechtigkeit der herrschenden Klassen, fast auf jeder Seite eindringliche Ermahnungen zum Ausgleich der sozialen Gegensätze. „Lernet Gutes tun, trachtet nach Gerechtigkeit, nehmt euch des Unterdrückten an, schaffet der Waise Recht, führet die Sache der Witwe!" (Jesaia 1, 17.) Auf diesen Jesaianischen Grundton ist alles gestimmt; aus allen Reden klingt er uns entgegen. Die Propheten forderten soziale Gerechtigkeit.

Diesen Freimut mußten sie allerdings schwer büßen; denn die Machthaber verfolgten sie mit unversöhnlichem Haß. Aber gerade das verleiht ihrer sozialen Wirksamkeit bleibenden, ewigen Wert, gerade das macht die Propheten zu Bahnbrechern im Kampfe für Freiheit und Menschenwürde: sie haben ihre Weltanschauung mit ihrer Persönlichkeit gedeckt; hinter dem Worte stand der Mensch. Ein solches Verhalten mußte ihnen zahlreiche Feinde schaffen. Wer als Prophet auftrat, der machte sich von vornherein zum Märtyrer seiner Ideen. Wir können uns kaum Propheten ohne Martyrium denken. Und ob wir auch von der Leidensgeschichte eines Jeremia noch so tief ergriffen werden, wir möchten das Bittere, das seine Hasser ihm

angetan haben, in seinem Leben gar nicht missen; es gehört untrennbar zu seiner Persönlichkeit als natürliche Folge seines Wirkens. Auch er war der Märtyrer seiner Weltanschauung wie alle Bahnbrecher im Geistesleben der Menschheit.

So bleibt die praktische Lebensarbeit der Propheten vorbildlich für alle Geschlechter. Die einige Menschheit das leuchtende Ziel; die soziale Gerechtigkeit der Weg, der zum Ziele hinleitet. Laßt uns in dieser Auffassung unseren Propheten nacheifern! Möchte doch das ganze Volk aus Propheten bestehen!

Ihre ganze weltgeschichtliche Bedeutung aber erfassen wir erst dann, wenn wir ihre Stellung zur Gottheit begriffen haben. Wie haben unsere Propheten über Gott gedacht? Ich las vor wenigen Tagen in dem Werke eines bedeutenden Philosophen*): Es sind „die Propheten, welche den einzigen Gott entdecken. Und sie entdecken ihn an ihrer messianischen Idee von ... der Einheit der Menschheit. Die Einheit Gottes bedeutet von Anfang an nichts anderes als die Einheit der Menschheit." Das ist ein genialer Gedanke, m. A.: die Propheten haben den einzigen Gott an ihrer Idee von der einigen Menschheit entdeckt! Wohl werden dadurch alte Vorstellungen zerstört und liebgewordene Anschauungen vernichtet, aber das ändert nichts an der Größe des Gedankens: nicht Gott hat sich in übernatürlicher Weise den Propheten oder ihren Vorgängern von Abraham bis Mose offenbart, sondern sie selbst haben aus eigener Kraft ihn gefunden. Sie schlossen von dem Gedanken der einigen Menschheit, den ihr Geist ersonnen hatte, rückwärts auf den einzigen Gott. Ihn erkannten sie als notwendige Voraussetzung der einigen Menschheit; in ihm fanden sie das Urbild für die heilige Menschheit der messianischen Zeit. Nicht die übersinnliche Natur dieses Gottes beschäftigte ihren Geist — sie wußten: die konnten sie doch nie ergründen —, sondern nur soweit in dem einzigen Gott die einige Menschheit sich spiegelt, haben sie sein Wesen erfaßt und begriffen. Sie er-

*) Cohen, Ethik des reinen Willens, S. 203.

kannten in ihm die vollkommene Idee des Guten und Wahren und dadurch wurden sie die Schöpfer des ethischen Monotheismus. Nun hatte die einige Menschheit ihren festen Grund: sie wurzelte in dem einzigen Gott; nun hatte die Sittlichkeit ihren unversiegbaren Quell: sie schöpfte ihre Kraft aus dem göttlichen Urbild. Diese Anschauung kehrt in allen prophetischen Büchern wieder. Die Ethik der Propheten geht auf Gott zurück als die vollkommene Idee des Guten und Wahren. Darum sprechen auch alle Propheten im Namen Gottes; darum künden sie ihre Sittenlehren im Auftrage des Ewigen! Das wird euch nirgends so anschaulich zum Bewußtsein gebracht wie in jenem schlichten Worte des Micha aus Moreseth: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was Gott von dir fordert: nichts anderes als Recht tun, Liebe üben und in Demut vor deinem Gotte wandeln!“ Hört ihr's, m. A.? Es ist dir gesagt, was gut ist und was Gott von dir fordert! Er fordert es, weil es gut ist, denn er selbst ist die Idee des Guten. Sein Wesen ist Heiligkeit, darum kann er nur fordern, was gut ist, wenn er sich nicht selbst verneinen will. Durch diese Anschauung wird die Sittenlehre der Propheten zu einer stolzen, unnahbaren Höhe emporgetragen; sie ist nicht mehr ein Spielball menschlicher Willkür, sondern sie fließt aus Gott als dem lauteren Urbild ihres Wesens. Ein einziger Gott — eine einige Menschheit; der heilige Gott das vollkommene Ideal — die messianische Zeit des Ideales Spiegel! Das ist die Stellung Gottes in der Sittenlehre der Propheten. Nun wißt ihr auch, was jene Verheißung bedeutet: „Erkenntnis Gottes wird die Erde erfüllen, wie Wasser die Meerestiefen bedecken“ (Jes. 11, 9). „Ich lege meine Lehre in ihr Inneres und schreibe sie ihnen aufs Herz, und ..... von klein bis groß werden sie mich erkennen, lautet der Spruch des Ewigen“ (Jer. 31, 33—34). So haben unsere Propheten es gelehrt. O, möchte doch bald der Tag erstehen, da die prophetische Verheißung Wirklichkeit geworden und alle Staubgeborenen brüderlich verbunden sind im Glauben an den einzigen Gott. Ein einziger Gott und eine einige Menschheit! Das bleibt das Ziel unseres Strebens bis in Ewigkeit. Amen.

2.

Opfermut.

> **Und es war nach diesen Begebenheiten, da prüfte Gott den Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hineni! Hier bin ich!**
>
> **I. B. M. 22, 1.**

Meine andächtigen Zuhörer!

Die heutige Sidra erzählt uns die Geschichte von der Opferung Isaaks. Ich brauche euch den Vorgang nicht zu schildern. Er ist euch allen wohlbekannt, und ihr kennt insbesondere auch die Deutung, die wir ihm gegeben haben. Heute will ich aus der Erzählung nur ein Wort herausgreifen, das allein schon wie eine Predigt wirkt und eine der höchsten Tugenden widerspiegelt, die das Menschenherz schmücken.

Die Thora berichtet: „Und es war nach diesen Begebenheiten, da prüfte Gott den Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hineni! Hier bin ich!" Meine Andächtigen! Nicht das Wort an sich ist's, das uns so mächtig ergreift, sondern das Wort in seinem Zusammenhang, in seiner Verbindung mit der Geschichte. Hineni! Hier bin ich! Noch ehe es gesprochen ist, wissen wir aus dem Satze, der die Geschichte einleitet: Gott will den Abraham prüfen, will ihm etwas Schweres auferlegen. Darum hat die Antwort des Patriarchen für uns eine so tiefe und ernste Bedeutung. Wir vernehmen aus ihr nicht nur die Stimme des willigen Gehorsams, das Wort hineni sagt uns viel mehr, wir hören aus seinem Klang Vertrauen, Hingabe, Selbstverleugnung, Opfermut. Indem wir es lesen, sehen wir

vor uns die ehrwürdige Patriarchengestalt, das Haupt demütig geneigt: Ich bin zu allem bereit, was Gottes unerforschliche Weisheit von mir fordert. Hineni! Hier bin ich!

Von diesem Gedanken bewegt, lasset mich heute, m. A., über Opfermut zu euch sprechen. Nicht über den Opfermut, den wir betätigen, wenn harte Schicksalsschläge uns heimsuchen — darüber habe ich schon einmal zu euch gesprochen —, sondern über den Opfermut im Geistesleben, den wir bewähren müssen im Kampfe der Ideen.

Opfermut im Kampfe der Ideen! Das wird gewöhnlich so verstanden, daß wir Menschen bereit sein müssen, für unsere Weltanschauung Opfer zu bringen. Wir sollen auf Amt und Würden Verzicht leisten, wenn sie uns mit unserer Überzeugung in Zwiespalt bringen; wir sollen die äußeren Güter des Lebens preisgeben, wenn sie uns geistig und sittlich gefährden, wir sollen allem entsagen, was die Festigkeit unserer Anschauungen und Grundsätze bedroht. Gewiß, diese Auffassung ist richtig. Es kann für die charaktervolle Persönlichkeit nichts Zwingenderes geben, als daß sie mit ihren Ideen sich deckt, daß ihr Leben ihrer Gesinnung entspricht. Was wir für recht erkannt haben, das müssen wir auch vertreten. Wir müssen bereit sein, dafür Opfer zu bringen.

Aber das ist eigentlich selbstverständlich, m. A.! Denn das Geistesleben und die sittlich-religiöse Weltanschauung sind doch das innerlichste Gut des Menschen; sie sind ein Stück von ihm selbst; er liebt sie wie der Vater sein Kind; er hängt an ihnen mit seiner ganzen Seele. Und was so mit unserem Denken und Sein verwachsen ist, das geben wir schon von selbst nicht preis; wir können es gar nicht preisgeben, denn wir wissen: indem wir es verleugnen, verleugnen wir das Edelste und Beste unseres Wesens. Also liegt in diesem Opfermut nur sittlicher Selbsterhaltungstrieb. Wir wollen den sittlichen Boden nicht unterwühlen, der uns trägt. Ein solcher Opfermut fordert zwar Verzicht auf äußere Dinge,

aber er bietet Wertvolleres als Ersatz: die Einheit unserer Persönlichkeit. Was er uns gibt, ist mehr, als was er verlangt.

Höher scheint mir deshalb der Opfermut zu stehen, der uns im Geisteskampfe des Menschenlebens ideelle Opfer auferlegt; der uns gebietet, daß wir von unseren eigensten Ideen etwas preisgeben, um ein harmonisches Gemeinschaftsleben zu ermöglichen. Wir sollen bestrebt sein, unsere Ideen durchzusetzen, aber wir müssen sie den Ideen der anderen Menschen anpassen. Wir sollen sie hochhalten, aber wir dürfen sie nicht als einzige Wahrheit gelten lassen. Mit anderen Worten: wir müssen die Weltanschauung derer, die neben uns wirken, anerkennen; wir müssen ihr Zugeständnisse machen. Das ist der Opfermut, den die Welt von uns fordert und ohne den keine Gesellschaftsordnung bestehen kann.

Im engen Kreise habt ihr das alle schon empfunden als Ehegatten oder als Geschwister. Wo Menschen sich zu einem Gemeinschaftsleben zusammenschließen, da werden von jedem einzelnen Opfer verlangt. Ohne Selbstverleugnung keine Harmonie! Die Steine, die der Meister zum festgefügten Bau aneinanderreiht, müssen erst für einander bearbeitet werden. Wo gälte das mehr als im Familienkreise, wo mehr als bei Gatte und Gattin! Oft genug kennen sie sich kaum in ihren Weltanschauungen und Grundsätzen, wenn sie zum Lebensbunde sich die Hände reichen — jeder vielleicht groß geworden in einer anderen Umgebung und deshalb beherrscht von anderen Ideen. Da ist viel Selbstzucht nötig, damit beide sich ineinander finden; da hält's oft furchtbar schwer, daß durch gegenseitiges Anpassen die fehlende Harmonie geschaffen wird; da dauert's oft Jahre, bis beide zu einander sprechen können: wir sind innerlich eins! Zu all dem gehört Opfermut; er ist das Fundament für das Glück des Hauses. Wo der Opfermut fehlt, da fehlt des Hauses sicherer Grund. Wo einer sich dem Ideenkreise des anderen verschließt und schroff auf seinem Standpunkt beharrt, da kann kein Gemeinschaftsleben gedeihen. Die Kräfte, die vereint Edles schaffen könnten, reiben sich gegenseitig auf; der vorhandene Reichtum wird nutzlos vergeudet.

So ist's in der kleinen Welt des Hauses, so ist's in der großen Welt der religiösen Bekenntnisse. Woher kommt es, m. A., daß soviel religiöser Hader die Menschen trennt, daß soviel Gehässigkeit um der Religion willen die Menschenherzen auseinanderreißt? Weil es den öffentlichen Vertretern der Glaubensgemeinschaften an Opfermut fehlt, weil jeder seine Lehre als die reinste und höchste preist, an der kein Fehler haftet, und weil niemand ein Zugeständnis machen will an die Weltanschauung des anderen. Der Gedanke von der alleinseligmachenden Kirche beherrscht mehr oder weniger alle Konfessionen, er führt zum religiösen Fanatismus und raubt die Unbefangenheit des Urteils.

Auch das Judentum ist nicht davon frei; denn auch Vertreter des Judentums pochen auf den ausschließlichen Besitz der religiösen Wahrheit und leugnen jede Schwäche unserer Lehre. Gewiß ist der jüdische Monotheismus die Religion der Zukunft, die von keinem anderen Bekenntnis übertroffen werden kann; der Glaube an den einzigen Gott wird einst der Glaube der ganzen Menschheit sein. Das darf uns stolz machen, aber es darf uns nicht der Selbstkritik verschließen. Wir müssen klar genug bleiben, um zu begreifen, daß der prophetische Kern ein anderes ist als die vergängliche Hülle, und wir müssen stark genug sein, um vor der Welt freimütig zu bekennen, daß die äußere Hülle der Veränderung bedarf. Die Andersgläubigen sprechen oft geringschätzend von der „Gesetzesreligion" des Judentums. Sie machen sich dabei starker Übertreibungen schuldig, die um so peinlicher wirken, als gerade das Bekenntnis jener unter dem Banne eines drückenden Gesetzes steht, unter dem Banne des starren Dogmas. Aber etwas Wahres liegt doch in dem, was sie sagen. Die religiöse Idee wird bei uns bisweilen zu sehr verdeckt von der religiösen Form.

Hier hat unser Opfermut einzusetzen; hier bietet sich ihm ein Feld zur Betätigung. Es ist nicht leicht, von tausendjährigen Überlieferungen abzuweichen und umzugestalten, was unseren Vätern teuer war. Das Alter läßt auch Minderwertiges ehrwürdig erscheinen; wir trennen uns nicht gern von dem, was das Alter geheiligt hat. Und doch muß die eine Erwägung alle

Bedenken überwinden: das Judentum trägt in sich den Kern zur Menschheitsreligion. Aber es kann erst dann zur Menschheitsreligion werden, wenn die Bewohner der Kulturländer auch seine Formen verstehen. Wer die Welt für seine Ideen gewinnen will, der muß ihr diese Ideen nahebringen. Wir kennen den geistigen Gehalt des Judentums; wir haben die Größe unserer Lehre erfaßt; denn wir schauen mit dem Blick der Liebe, darum sieht unser Auge tiefer. Die anderen aber müssen erst gewonnen werden; drum muß die schlichte Klarheit unseres Glaubens vor aller Augen offen liegen. Selbst der minder Wohlwollende muß gegen seinen Willen zu der Erkenntnis geführt werden: hier offenbart sich mir die Religion der Zukunft; das Judentum ist die Lehre der Menschheit. Und das können wir nur erreichen, wenn wir Opfer bringen, wenn wir allmählich die Formen läutern, die nach der Meinung unserer Besten der Läuterung bedürfen.

Man sagt wohl, die Gegenwart hat für solche Bestrebungen keinen Raum; die Zeit der äußeren Angriffe gebietet von selbst, im Innern allen Zwiespalt zu vermeiden, der die Kraft der Gesamtheit schwächt. Aber ich meine, wer so denkt, der wird überhaupt nicht dazu kommen, die äußere Form des Judentums zu läutern; denn an äußeren Feinden fehlt es uns nie, und wer aus Furcht vor ihnen den Kampf im Innern scheut, der kann den Kampf nie führen. Uns darf nur eins am Herzen liegen: die Größe des Judentums der Welt zu offenbaren, und dazu bedürfen wir des Opfermutes, der Überliefertes preisgibt, um Größeres zu retten. Hier gilt es in des Wortes bestem Sinne: Hineni! Was auch das Herz dagegen spricht, wir müssen opfern. Die Hülle wandelt sich, damit des Wesens Kern der Welt erscheint. Das heißt: opfermütig sein im Kampfe für die religiöse Idee.

Und Opfermut tut endlich auch all denen not, die als Eltern und Erzieher bestimmte Lebens- und Weltanschauungen in die Jugend hineinpflanzen und dann später erfahren müssen, wie der reifgewordene Mensch abwirft und überwindet, was sie einst

als ihr Bestes dem Kinde hingegeben hatten. Vielleicht ist solcher Opfermut der schwerste, weil er der persönlichste ist.

Denkt euch doch nur: ein Vater hat sein eigenstes, innerstes Wesen in die Seele seines Kindes hineingelegt, so daß er hoffen durfte, geistig weiterzuleben in seinem Kinde. Aber als der Sohn dann herangewachsen war und selbständig zu denken gelernt hatte, da sah er die Dinge nicht mehr mit den Augen seines Vaters. Nach neuen Gesichtspunkten bildete er sein Urteil, und von neuen Ideen ließ er sich leiten. So stand er schließlich bei aller Ehrerbietung vor der Persönlichkeit seines Vaters ihm doch geistig fremd gegenüber; er lebte in einer anderen Welt, und eine andere Geistesrichtung nahm seine Seele gefangen.

Könnt ihr begreifen, daß das den Vater schmerzt, ja, daß manche Väter es nie verwinden? Es gibt Eltern, die die geistige Selbständigkeit und Unabhängigkeit ihrer Kinder geradezu als einen Mangel an Ehrfurcht betrachten, als eine Verletzung kindlicher Pietät, und doch kann kein Vorwurf ungerechter sein. Wohl ist es Kindespflicht, mit ehrfurchtsvoller Liebe den Eltern zu begegnen, aber kindliche Pietät bedingt noch keine geistige Sklaverei. Das Gebot des Gemütes hebt die Gesetze des selbständigen Denkens noch nicht auf.

Hier muß eben das Vaterherz sich bescheiden lernen; hier muß es opfermütig sein. Die Eltern müssen sich daran gewöhnen, daß erwachsene Kinder ihren eigenen Weg gehen und sich ein eigenes Urteil bilden. Die Ehrfurcht wird dadurch nicht gemindert. Sie bleibt auch dann unwandelbar dieselbe, wenn die Kinder geistig weit über ihre Eltern hinausragen. Denn Kinder lieben in den Eltern ja nicht den Geist, sondern das Herz, die hingebende Persönlichkeit; sie lieben in ihnen die größten Wohltäter ihres Daseins.

Ein Vater, der so denkt, wird es leichter verwinden, wenn sein Kind die Weltanschauung des Elternhauses preisgibt; er weiß, das ist der natürliche Lauf der Welt. Überwundene Ideen sterben ab, und neues Geistesleben blüht empor. Die Eltern müssen denken: Hineni! Unsere Welt geht dahin, damit die Welt unserer Kinder an ihrer Statt gedeiht. Das heißt opfermütig sein.

Opfermut aber verlangt immer einen klaren Blick und ein warmes Herz. Ihr mögt euch als Ehegatten einander anpassen oder als Geschwister ineinander finden; ihr mögt als Träger religiöser Ideen mit den Andersgläubigen Verständigung suchen, oder ihr mögt als Eltern euren Kindern das Recht geistiger Unabhängigkeit zugestehen, überall tut ein klarer Blick und ein warmes Herz euch not. Ein klarer Blick! Ihr müßt die Verhältnisse übersehen, damit ihr nicht gedankenlos Opfer bringt und nicht willkürlich eure Anschauungen ändert. Ein warmes Herz! Ihr müßt euch in die Eigenart der anderen hineinleben, damit ihr auch ihnen gerecht werdet. Die Achtung, die ihr euch selber schuldet, muß sich paaren mit liebevollem Verständnis für das natürliche Recht derer, die neben euch stehen. Klarer Blick und warmes Herz; ohne das gibt es keinen Opfermut.

Und dann noch eins, das Bedeutsamste: auf beiden Seiten ein guter Wille! Auf beiden Seiten das ernste Streben, sich entgegenzukommen, sich einander zu nähern! Auf halbem Wege müssen die Menschen sich treffen. Wo es nicht so ist, m. A., wo immer nur der eine gibt und der andere nimmt, der eine liebevoll zum Opfer sich anschickt, der andere aber alle Rücksicht fehlen läßt, da hört der Opfermut auf, Opfermut zu sein, da wird er Selbstentwürdigung. Davor müssen wir uns hüten, m. A.! Wir sind zum Opfer bereit, aber wir werfen uns nicht weg. Nur darf der gute Wille uns nicht fehlen, der Wille zur Verständigung! Wenn jeder so denkt und handelt, dann schreitet die Welt voran, dann werden im kleinen und im großen Kreise Vorurteile besiegt und Hemmnisse überwunden — der Weg zum Glücke ist gebahnt. Und ob wir auch nur langsam vorwärtsschreiten, nur langsam uns dem Ziele nähern, wir haben einen sicheren Führer: den Opfermut, der uns beseelt. Er macht uns stark, er macht uns gut, und dadurch sichert er uns das Glück unseres Lebens. Amen.

3.

Arbeit.

Sechs Tage sollst du deine Arbeit verrichten.

II. B. M. 23, 12.

Meine andächtigen Zuhörer!

Wir lesen in dem heutigen Schriftabschnitt das Gebot: „Sechs Tage sollst du deine Arbeit verrichten, aber am siebenten Tage sollst du feiern, damit ruhe dein Ochs und dein Esel, und daß sich erhole der Sohn deiner Magd und der Fremdling." Ein Zweifaches wird uns in diesem Worte ans Herz gelegt: Arbeit und Ruhe. Erst die sittliche Pflicht, in unserem Berufe tätig zu sein, und erst dann das soziale Gebot zu feiern, damit auch die, die in unserem Dienste stehen, der Ruhe pflegen können! Erst die Arbeit, dann die Erholung! Erst die Mühe, dann die Rast! So verlangt's der gesunde Sinn des Menschen; so gebietet's der klare Wortlaut der Bibel: Sechs Tage sollst du deine Arbeit verrichten! Lasset mich im Anschluß an dieses Gebot über den Segen der Arbeit zu euch sprechen!

Arbeit ist Menschenwürde!
Arbeit ist Lebenszweck!

Meine Andächtigen! Die höchste Würde, die wir dem Menschen zusprechen, ist seine Gottesebenbildlichkeit. „Gott schuf den Menschen in seinem Bilde!" Damit ist alles gesagt, was unsere Würde ausmacht. Freilich bezieht man das Wort in der Regel nur auf unser geistiges Schaffen und unser sittliches Streben. Wir sollen der Gottheit ähnlicher werden, indem wir

nach Erkenntnis ringen und unsere sittliche Natur läutern. Aber in Wirklichkeit bezieht sich das Wort auf unsere Arbeit überhaupt. Nicht nur um dessentwillen, weil jedes geistige und sittliche Vorwärtsschreiten an sich schon ernste Arbeit erfordert, sondern vor allem auch deshalb, weil die Gottheit selbst die Arbeit in ihrer höchsten Vollendung darstellt. Gottes Sein ist ein Hymnus auf die Arbeit. Indem er ist, schafft er; indem er schafft, wird er zum Vorbild für den arbeitsamen Menschen. Gott schuf den Menschen in seinem Bilde.

Gott ist! Sein Dasein offenbart sich uns in seinen Werken, die sich stets erneuen und verjüngen. Jeder Tag bringt uns neue Wunder seiner Schöpferkraft, jede Stunde neue Beweise seiner Größe. Geht nur hinaus in die Natur und schaut mit offenem Auge, was sie euch zeigt: das vielgestaltige, mannigfache Leben der Tiere, den ewigen Kreislauf im Keimen und Sprossen, im Reifen und Absterben der Pflanzen, die überwältigende Kraft in den ewig wirkenden Mächten des Universums! Alles kündet euch von Gottes Arbeit. Das strahlende Sonnenlicht, das die Erde erwärmt, der befruchtende Regen, der den Boden erquickt, der heulende Sturm, der die Bäume entwurzelt, alles spricht zu euch: Gott ist an der Arbeit! Ja, selbst im Winter, wenn Eis und Schnee die Fluren bedecken und alles Leben erstorben scheint — unter der dichten Hülle keimt und treibt es im Schoße der Erde dem neuen Dasein entgegen. Gott ist an der Arbeit! Du aber, in seinem Bilde geschaffen, strebe ihm nach, werde ihm ähnlich! Arbeit ist Menschenwürde, denn Arbeit ist Gotteswürde!

So erhebt die Arbeit den Staubgeborenen zum Himmelsbürger. Sie adelt den Menschen, denn sie ist ein Zeugnis seiner gottentstammten Natur. Hört ihr's, meine Andächtigen? Arbeit adelt den Menschen! Nicht darauf kommt es an, was wir tun, sondern nur darauf, wie wir es tun. Jedes ehrliche Schaffen und Mühen verleiht uns die Würde der Gotteskindschaft. Das ist eine Wahrheit, die wir nicht genug beherzigen können. Glaubt doch nicht, weil ihr mehr mit dem Kopfe als mit der Hand arbeitet, deshalb besäßet ihr ohne weiteres eine höhere Würde.

O nein! Der Mann der schwielenharten Hand, der in Treue und Rechtschaffenheit sein schlichtes Tagewerk vollbringt, gilt vor Gott soviel wie der, der mit seinem Geiste der Welt dient. Beide sind aufeinander angewiesen; der Arbeiter im Dienste der Ideen und der Arbeiter um das tägliche Brot müssen sich wechselseitig ergänzen. Wir können keinen von ihnen entbehren. Der eine schafft Nahrung für den Geist; er vermittelt den Menschen die Schätze des Wissens und macht sie innerlich frei; er führt sie zur höheren Einheit geistiger Gemeinschaft. Und der andere leistet die Arbeit, die das äußere Leben behaglich macht; er säet und erntet, schafft uns Nahrung und Kleidung; er hebt die Schätze aus dem Schachte der Erde und fertigt die Geräte für Gewerbe und Industrie. Jeder an seinem Platze, und die Arbeit eines jeden das Zeichen seiner Menschenwürde! So haben auch unsere Weisen geurteilt. Sie sprachen das schöne Wort: „Wenn der Handwerker in seinem Berufe tätig ist, braucht er nicht aufzustehen, um dem Gelehrten Ehre zu erweisen" (Kidd. 32). Beide sind gleichberechtigt. Die Arbeit eines jeden von ihnen das Zeichen seiner Menschenwürde!

M. A.! Es ist vielleicht die größte Errungenschaft unseres Geschlechts, daß wir in der Wertschätzung der schlichten Handarbeit zu dieser Auffassung unserer Alten zurückgekehrt sind. Die sozialen Kämpfe der letzten vierzig Jahre haben die Menschheit zu der Erkenntnis geführt, daß auch die, die nur durch ihrer Hände Arbeit ihren Mitmenschen dienen können, im wirtschaftlichen Leben eine Macht sind, die Anerkennung und Gleichberechtigung fordern darf. Der Gedanke hat sich allmählich Bahn gebrochen, daß auch die Männer der körperlichen Arbeit in ihrer Leistung ihr Bestes hingeben: ein Stück ihres Selbst. Ihr Wirken ist zwar anderer Art als das des geistig Schaffenden, aber es nützt darum der Gesamtheit nicht minder. Auch sie gehören zum Plane des Ganzen. Auch ihre Arbeit ist Menschenwürde. Aus dieser Einsicht sind alle die sozialen Gesetze erstanden, durch die unser Vaterland der Welt zum Vorbild wurde. An die Stelle der Wohltat gegenüber den arbeitenden Klassen ist die soziale

Gerechtigkeit getreten. Man will nicht mehr Almosen spenden, wo begründete Forderungen zu erfüllen sind. Gewiß wird die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte noch manches auf diesem Gebiete abändern und umgestalten — die Erfahrung ist auch hier die beste Lehrmeisterin —, aber das Fundament der gegenseitigen Verständigung kann nicht mehr erschüttert werden. Die Arbeit mit dem Kopfe und die Arbeit mit der Hand stehen gleichberechtigt nebeneinander. In beiden offenbart sich die Würde des Menschen. So lehren es die sozialen Kämpfe der Gegenwart, und so kündet's uns das Buch der Bücher. Arbeit ist Menschenwürde! Sechs Tage sollst du dein Werk verrichten!

Und Arbeit ist Lebenszweck! Meine Andächtigen! Jeder Mensch hat eine Bestimmung auf Erden zu erfüllen, jeder Mensch hat einen Lebenszweck: die Betätigung der edlen Kräfte und Fähigkeiten, die in ihm schlummern. Gott hat den Schaffensdrang in uns hineingelegt, er ist uns angeboren. Mit elementarer Gewalt bricht er sich Bahn, wir können uns ihm nicht entziehen. Schon in dem unmündigen Kinde gibt sich der Schaffensdrang kund. Seht, wie das Kind spielt! Dem gereiften Menschen hat es abgelauscht, wie er in seinem Berufe arbeitet, und mit kindlicher Unbeholfenheit ahmt es ihm nach. Das Kind muß spielen, denn es muß seinen Schaffensdrang befriedigen. Weil die ernste Arbeit sein Leben noch nicht ausfüllen kann, deshalb schafft es sich selbst seine Arbeit im Spiel. Tätigkeit ist Lebenszweck schon bei dem unmündigen Kinde.

Und erst recht bei dem gereiften Menschen! Die edlen Gaben und Fähigkeiten, die keimkräftig in ihm schlummerten, sind durch ernste Erziehungsarbeit in ihm geweckt und entwickelt worden. Nun ist es ihm zwingendes Bedürfnis, sie in die Tat umzusetzen. Er arbeitet, weil er arbeiten muß, weil ein ewiges Naturgesetz ihn dazu treibt. So stark ist dieser Trieb im Menschen, daß man dem schweren Verbrecher, wenn man ihn besonders hart züchtigen will, vorübergehend die Arbeit entzieht. In Einzelhaft

verbringt er untätig die Zeit. Die diese Strafe ersonnen haben, kannten das Wesen der Menschennatur. Nichts Furchtbareres gibt es, als wenn wir unserem natürlichen Lebenszweck entzogen werden. Und unser Lebenszweck ist Arbeit.

Doch der Trieb des Menschen zur Arbeit betätigt sich in verschiedener Weise. Nicht alle können dasselbe leisten, denn nicht alle stehen auf gleicher Höhe. Hier sprechen Begabung und Anlage das letzte Wort. Nur wenige sind zu Führern berufen, nur wenige ragen über die anderen empor; Millionen und Millionen bleiben mit ihrer Arbeit in der Tiefe. Das könnte die Menschen verbittern, könnte sie verzweifeln lassen an dem Werte ihrer Lebensarbeit. Denn was nützt es der Gesamtheit, wenn ich im engen, kleinen Kreise mein unbedeutendes Tagewerk vollbringe, heute wie gestern und morgen wie heute bis an das Ende meines Lebens! Ja, wenn ich ein Großer wäre, wenn ich neue Kulturwerte schaffen könnte, wenn ich der Menschheit neue Bahnen ebnete, wie wollte ich dann mit Freude meinem Werke dienen, denn mein Werk wäre dann ein Werk der Menschheit! Aber so! Wem nützt es, wem hilft es? Wem ist meine Arbeit ein Segen? — Kennt ihr diese Stimmung, m. A.? Ist sie nicht auch in euch schon lebendig geworden? Hat sie nicht auch euch schon das Herz schwer gemacht?

Und doch, Arbeit ist euer höchster Lebenszweck, und als solcher muß er der Gesamtheit nützen! Die Kraft, die ihr im Kleinen aufgewendet habt, kann der Gesamtheit nicht verloren gehen. Das hat ein großer, nichtjüdischer Denker in einem ergreifenden Bilde ausgesprochen: „Das Werk eines unbekannten, guten Menschen gleicht einer Wasserader, die unter der Erde verborgen dahinfließt und im Geheimen den Boden grünen läßt. Sie fließt und fließt und vereinigt sich mit anderen Adern und Äderchen, und eines Tages wird sie als sichtbarer, unversiegbarer Quell hervorsprudeln."*) Nicht wahr, m. A., das sind goldene Worte. Geleistete Arbeit, und wäre sie noch so gering, kann nicht untergehen. Sie ist da und wirkt fort, von niemand ge-

*) Carlyle, Critical and miscellaneous essays.

sehen, von niemand beachtet, und sie verbindet sich mit anderen. Für sich allein bedeuten sie wenig, aber in ihrer Vereinigung werden sie zum Segen. Jede ernste Arbeit ist Lebenszweck; denn jede ernste Arbeit dient der Gesamtheit.

Arbeit ist Lebenszweck! Das gilt aber noch in anderem Sinne. Arbeit ist die treueste Helferin der Sittlichkeit; sie ist die wirksamste, erfolgreichste Bekämpferin der niederen Triebe. M. A.! In jedem von uns lebt ein gefährlicher Feind, „denn die Neigung des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf". Und ob wir auch zum Himmel emporstreben, wir sind und bleiben doch Kinder der Erde. Niemand kann sich dem Einfluß seiner irdischen Natur entziehen. Darum ist niemand sündenfrei. Aber eindämmen können wir das Schlechte, das in uns lebt, überwinden das Häßliche, das in unserer Seele herrschen will, bekämpfen das Böse, das uns zu umgarnen droht. Wir können unsere niedere Natur meistern durch die Arbeit. So wird die Arbeit zum sittlichen Lebenszweck!

In dir tobt wilde Leidenschaft; sie erschüttert das Gleichgewicht deines inneren Menschen und raubt deiner Seele den Frieden. Das beugt dich nieder. Du möchtest dich ihrem Einfluß entziehen, möchtest Herr werden über dich selbst, und du sinnst und grübelst: wie kann ich es vollbringen? Mein Zuhörer! Die Leidenschaft, die in dir tobt, ist eine gewaltige Kraft. Nutze die Kraft nur aus! Lenke sie nur in eine andere Bahn, ab vom Bösen, hin zum Guten! Stelle sie in den Dienst der Arbeit zum Wohle deiner Brüder! Anstatt der Sklave deiner Leidenschaft zu sein, werde du ihr Gebieter! Sie wollte dich in ihre Bahn zwingen. Lenke du sie in deinen Weg! Das ist das beste Heilmittel gegen alle Irrungen unserer Seele. Die Kraft, die einmal in uns lebendig ist, können wir nicht so ohne weiteres ertöten, das hieße Unmögliches fordern; aber wir können sie umschalten, können sie anderen Zwecken dienstbar machen, können sie dem Guten und Edlen weihen. Du bist leidenschaftlich in deinem Haß, in deinem Groll, in deiner Feindschaft gegen diesen und jenen. Wohlan, werde leidenschaftlich in der Erstrebung

dessen, was dir und den anderen frommt! Es gibt so viele Dinge im Menschendasein, bei denen uns edle Leidenschaft not tut! Halt' deine Augen offen! Geh' an die Arbeit! Indem ich das ausspreche, bin ich mir wohl bewußt, daß es nicht leicht ist, der Forderung gerecht zu werden. Es gehört dazu viel Selbstzucht und ein starker Wille. Selbstzucht, die zügelt, und ein starker Wille, der sich durchsetzt! Geh' mutig ans Werk! Tu' deine Pflicht! Hier wird die Arbeit zum sittlichen Lebenszweck.

Arbeit ist Lebenszweck! Das heißt endlich aber auch: sie bannt den Schmerz, und sie überwindet das Weh. Sie gibt die Menschen, die ein schweres Leid getroffen, dem Leben zurück. Arbeit ist die beste Trösterin, wenn das Schicksal uns tiefe Wunden schlägt. Das hat wohl jeder von uns schon einmal erfahren, denn jeder von uns hat schon trübe Stunden durchlebt, in denen der Schmerz ihn fast überwältigte. Was hat in solchen Stimmungen unsere Seele stark gemacht und den gebrochenen Lebensmut in uns wieder aufgerichtet? Die Arbeit war's, die unserem Denken eine neue Richtung gab und uns neue Ziele steckte. Sie half den Egoismus des Schmerzes in uns überwinden und lenkte unseren Blick aus dem engen Kreis des eigenen Leides hinaus auf das weite Gebiet gemeinnütziger Interessen. Wir lernten uns wieder als Glieder der Gesamtheit fühlen. Dem Ganzen dienend, vergaßen wir unser Weh. Arbeit lenkt ab. So urteilt der Volksmund, und so spricht die Erfahrung unserer Seele. Arbeit lenkt ab. Lasset uns treue Diener der Arbeit bleiben! Sie ist der Trost in schwerem Leid, sie ist das Licht in finsterer Nacht. Sie ist die beste Erzieherin im Dasein des Menschen.

Arbeit — unsere Menschenwürde! Arbeit — unser Lebenszweck! Arbeit — der Adelsbrief des Staubgeborenen; denn sie erhebt ihn zum Kinde der Gottheit! Amen.

4.

Sittliche Freiheit.

Am ersten Tage des Passahfestes.

So spricht der Ewige: Laß frei mein Volk, daß es mir diene!
II. B. M. 10, 3.

Meine andächtigen Zuhörer!

Die israelitischen Festtage sind nicht dem Andenken eines Religionsstifters geweiht — wir wollen keinen Personenkultus treiben —, sondern sie veranschaulichen uns bestimmte Ideen, und die Idee des Passahfestes ist die der Freiheit. Als Sklaven hatten unsere Väter über 400 Jahre in Ägypten geweilt, und am 15. des Monats Nissan wurden sie frei. Wie jubelte ihr Herz, wie jauchzte ihre Seele, als es ihnen mit einem Male zum Bewußtsein kam: nun sind wir frei! Und ob sie sich auch bei der ersten Gefahr, die ihrer jungen Freiheit am Schilfsmeer drohte, als kleinmütige Schwächlinge zeigten, in denen noch immer der alte Sklavengeist lebte, das herrliche Siegeslied, das die Geretteten jenseits des Meeres erschallen ließen, war doch ein lebendiges Zeugnis für die jubelnde Freiheitsstimmung, die ihre Herzen beseelte. Passah veranschaulicht uns die Idee der Freiheit! Auch die Natur wird um die Zeit des Passahfestes frei. Des Winters finstere Macht ist gebrochen. Die Erde, die monatelang in Schnee und Eis gehüllt war, hat die starren Fesseln gesprengt, und das keimende Leben, das aus dem Boden emporsprießt, strebt, frei geworden, der Sonne entgegen. Auch die Menschen fühlen sich freier. Denkt an die Leidenden, die durch die kalte Luft und den eisigen Frosthauch des Winters viele Wochen hindurch an die enge Krankenstube gefesselt waren und nun freudig aufatmen, weil der er-

wärmende Sonnenstrahl des beginnenden Frühlings ihnen Kraft und Genesung verheißt! Denkt an die Gesunden, an euch selbst, die ihr im Vollbewußtsein eures lebensfrischen Daseins heute vor eurem Gotte steht! Ist's euch nicht, als wäre auch von euch ein Bann genommen, da ihr die wiedererwachte Natur in verjüngtem Glanze schaut? Alles da draußen atmet Freiheit; das wirkt zurück auf die Stimmung eurer Seele. Ihr fühlt euch freier, weil euch Freiheit umgibt. Passah veranschaulicht uns die Idee der Freiheit. Lasset mich darum an den beiden ersten Tagen des Festes über Freiheit zu euch sprechen, und zwar heute über sittliche, morgen über religiöse Freiheit.

Wißt ihr, worin das Wesen der sittlichen Freiheit besteht?

Freiheit ist Gesetz;
Gesetz ist Leben!

Diese beiden Gedanken will ich vor euch erörtern. Als Text vernehmet dazu das Wort, das wir in der Passahgeschichte lesen: „So spricht der Ewige: Laß frei mein Volk, daß es mir diene!"

Freiheit ist Gesetz! Der Satz klingt wie ein Widerspruch, meine Andächtigen; denn gewöhnlich versteht man unter frei sein — ungebunden sein. Das soll ja gerade den selbständigen Charakter kennzeichnen, daß er die lästigen Fesseln fremden Zwanges von sich abgestreift hat. „Mein Wille ist mein Gesetz," sagt der Mensch, der sich frei wähnt. „Ich tue nur das, was ich für recht halte!" Setzte sich diese Auffassung wirklich durch, m. A., dann gäb's in der Welt kein sittliches Leben mehr. Die Selbstsucht eigenwilliger Naturen müßte zum erbitterten Kampfe aller gegen alle führen. Und wenn auch bei jedem einzelnen die Absicht die beste wäre, der Zusammenstoß der Millionen und Millionen gegensätzlicher Meinungen und der aus diesen Meinungen fließenden Taten müßte die sittliche Weltordnung zertrümmern. Denn was der eine für recht hält, erschiene dem anderen als Frevel;

was der eine als vortrefflich anerkennt, würde der andere verdammen. Die Willkür der Menschen ließe kein sittliches Gemeinschaftsleben aufkommen. Mag es der Eitelkeit schwacher Naturen schmeicheln, wenn sie sich vorreden: „Wir selbst bestimmen die Richtschnur für unser Handeln; nur unser Wille ist unser Gesetz!" — draußen das Leben lehrt es anders. Der Mensch ist nur dann wahrhaft frei, wenn er über seinen Willen das Gesetz der objektiven Sittlichkeit stellt, das in allen Kulturvölkern der Erde lebendig ist. Das Gesetz der objektiven Sittlichkeit!

Wer aber hat dieses Gesetz geschaffen? Durch wen ist es Eigentum der Menschheit geworden? Hat Gott es uns in übernatürlicher Weise offenbart, so daß wir ohne unser Verdienst und ohne unsere Mitwirkung in seinen Besitz gekommen sind? Nein nein, m. A.! Wär's wirklich so, was läge dann Großes in der Vollkommenheit des Gesetzes? Denn als übernatürliche Offenbarung der Gottheit müßte es göttlich vollkommen sein.

Gott hat es uns allerdings gegeben, aber nicht plötzlich und unvermittelt, nicht durch ein Wunder von heute auf morgen, sondern indem er seinen Geist in die Menschenwelt hineingelegt hat. Gottes Geist lebt schöpferisch in der Gesamtheit des Menschengeschlechts und in den genialen Geistern, die die Gesamtheit lenken. Aus dem Wirken beider spricht göttliche Offenbarung. Die Menschheit als solche und die bedeutendsten ihrer Führer schaffen gemeinsam die sittlichen Werte, die die Welt beherrschen. Ihre Arbeit ist wechselseitig. Die Menschheit gibt unbewußt ihren Führern Anregung und Stoff, und die Führer geben der Menschheit ihre fertigen Ideen. Es ist ein fortgesetzter Austausch, ein sich ergänzendes Geben und Nehmen. So sind allmählich die objektiven Sittengesetze entstanden, die die allgemeine Herrschaft erlangt haben; sie gelten unbedingt bei allen Kulturvölkern der Erde.

Wie aber, wenn sich uns trotzdem Zweifel an ihrem absoluten Werte aufdrängen, wenn wir uns trotz ihrer objektiven Gültigkeit nicht so ohne weiteres von ihrer vollkommenen Zuverlässigkeit überzeugen können? Was dann? Wer bürgt uns, daß das Sittengesetz, das die Menschheit uns vorschreibt, das allein

rechte und wahre ist? Ist es von Menschen gegeben, und wären sie auch die genialsten Denker, dann bleibt es dem Irrtum unterworfen, denn jeder Mensch irrt und fehlt. Warum also meinen Willen einem allgemeinen Gesetze beugen, das für mich keine größere Gewißheit hat als meine eigene sittliche Überzeugung! Gerät mein Wille, den ich für unbedingt gut halte, mit dem objektiven Sittengesetz in Widerspruch, wer sagt euch, daß ich im Unrecht bin? Kommt nicht meine Auffassung vielleicht der Wahrheit näher als die Anschauung, die ihr für Wahrheit ausgebt, nur weil sie im objektiven Sittengesetz niedergelegt ist? Womit wollt ihr den absoluten Wert dieses Sittengesetzes zwingend beweisen?

Meine Andächtigen! Es ist richtig: die Menschen sind dem Irrtum unterworfen und mithin auch die Gesetze, die sie hervorbringen. Kein Denkender wird das bestreiten. Und trotzdem hat das Menschengeschlecht vollkommene Sittengesetze geschaffen, deren lautere Wahrheit und Reinheit unbedingt gesichert ist. Wodurch gesichert? Durch ein Urteil, das wir alle anerkennen müssen, durch das Urteil der Geschichte. Das Wort „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ gilt nicht nur von den Schicksalen der Völker, sondern auch von dem sittlichen Leben der ganzen Menschheit: die Kulturgeschichte ist das Weltgericht. Einzelne können irren; ganze Geschlechter können falsche Grundsätze prägen und unrichtige Anschauungen vertreten; aber was die Gesamtheit und ihre bedeutendsten Geister im Laufe von Jahrtausenden immer wieder gleichmäßig als höchste Sittlichkeit anerkannt und in feste Gesetze gefügt haben, das muß absolut vollkommen sein. Denn die Kulturmenschheit als Ganzes ist heilig, und was sie als Ganzes schafft, das trägt demnach den Charakter der Heiligkeit in sich. Nicht nach dem, was ein einzelner oder ein Geschlecht für gut findet, dürfen wir die sittlichen Werte bemessen, sondern nur nach dem, was, von den Höhen der Geschichte aus betrachtet, dem prüfenden Blicke der Gesamtheit standhält. Das ist das objektive Sittengesetz der Menschheit; es hat unbedingte Geltung und herrscht absolut. Der einzelne muß es in

sich aufnehmen; es muß ihm gleichsam zur zweiten Natur werden. Wie er selbst ein Teil der Allmenschheit ist, so muß das Sittengesetz, das die Allmenschheit geschaffen hat, ein Teil seiner selbst werden, sein innerlichstes Eigentum. Indem er es übt, muß ihm zu Mute sein, als folgte er nur seinem eigenen Willen. Das ist der höchste Triumph der wahren Freiheit, daß sie sich freudig dem Gesetze unterwirft. Freiheit ist Gesetz!

Aber, meine Andächtigen, damit soll nicht gesagt sein, daß nun dem einzelnen alle Bewegungsfreiheit entzogen wird, so daß er der willenlose Sklave des vorgeschriebenen Gesetzes bleibt, der in den engen Grenzen der sittlichen Schablone sein Tagewerk vollbringt. Wer das meint, der kennt das Wesen der Menschennatur und des Sittengesetzes nicht. Die Menschennaturen sind so verschiedenartig, daß unter Millionen kaum eine der anderen gleicht. Fast jeder Mensch ist nach Anlage und Eigenart von dem anderen verschieden. Und das Sittengesetz trägt dieser Verschiedenheit Rechnung, denn Sittengesetz ist Leben. Seine Grenzen sind unverrückbar, aber innerhalb dieser Grenzen hat jeder einzelne unbeschränkte Bewegungsfreiheit. Dadurch wird dem Sittengesetz der Charakter des Toten und Starren genommen; es erweist sich als lebenbildend und lebenerhaltend. Der Willkür zieht es eiserne Schranken, aber das Recht der lebendigen Persönlichkeit läßt es unbedingt gelten. Gesetz ist Leben! Schaut nur hinein in das vielgestaltige Treiben der Welt, aus allen Vorgängen des Menschendaseins tönt es euch tausendfältig entgegen: Gesetz ist Leben! Es muß dem Leben Spielraum gewähren.

So viele Charaktere, so viele Gegensätze! Hier der nüchterne Verstand, der mit klarem Urteil die Verhältnisse erfaßt und erst nach kühler Erwägung seine Entschließungen trifft, dort das überschwängliche Gefühl, das mit dem Herzen denkt und mit dem Auge der Liebe um sich schaut; hier das heißblütige Temperament, das schnell aufwallt und alles mit sich fortreißt, dort die besonnene Ruhe, die jede Erregung scheut und nicht im Affekte

handelt; hier der stille Grübler, dort die heitere Lebensfreude! Und dann: wie viele Charaktere, in denen sich diese Züge vereinen, in denen bald Frohsinn, bald Ernst, bald unverwüstlicher Optimismus, bald ängstliches Zagen sich geltend machen! Und endlich: wie viele Persönlichkeiten, denen die besonderen Verhältnisse ein besonderes Gepräge verliehen haben, Menschen, die auf der Höhe geboren sind und deshalb ganz andere Vorstellungen vom Leben besitzen als die, die drunten im Tale wandern, oder Menschen, die frühzeitig schon Schweres erfahren mußten und deshalb verschlossene Naturen geworden sind! Sie alle wollen mehr oder weniger der Gesamtheit nützen und ihren Mitmenschen dienen. Aber meint ihr, sie könnten es alle in derselben Art, dieser wie jener und jener wie dieser, korrekt und ordnungsgemäß, wie die Vorschrift es gebietet? Nein, nein, m. A., das hieße Unmögliches verlangen, denn sie alle sind Menschen von Fleisch und Blut; sie wollen ihre Eigenart zur Geltung bringen; sie können sich nicht selbst verleugnen. Darum grollt doch nicht, wenn in dem Kampf für Wahrheit und Recht der aufwallende Zorn einmal ein unbedachtes Wort spricht! Spottet doch nicht, wenn der idealistische Schwärmer in glühender Begeisterung für die Sache den Wert des Erreichten zu hoch bemißt! Werdet doch nicht ungeduldig, wenn der besonnene Weise erst sorgsam und bedächtig prüft, ehe er sich zur Tat entschließen kann! Ereifert euch doch nicht, wenn der, den das Leben arg mitgenommen hat, sich auch bei gemeinnützigen Werken nur schwer den anderen anschließt! Zürnt doch nicht, wenn der heitere Genußmensch nicht immer sogleich den Ernst der Sache erfaßt! Jeder einzelne von ihnen will ganz gewiß das Gute fördern, jeder einzelne hat das Beste im Auge; aber jeder einzelne dient dem Ganzen nach der Eigenart seines Wesens. Innerhalb des objektiven Sittengesetzes haben sie alle die gleiche Bewegungsfreiheit. Wer anders denkt, der hat das Wesen des Sittengesetzes nicht erfaßt. G e s e t z i s t L e b e n!

Aber das Leben findet auch seine Schranke im Gesetz. Sobald es diese Schranke überschreiten will, hat es seine Daseinsberechtigung verwirkt. Du darfst dein Leben nicht ausleben, wenn seine

Betätigung mit der objektiven Sittlichkeit in Widerspruch gerät! Du darfst deine Eigenart nicht durchsetzen, wenn die Würde der Menschennatur dadurch geschändet wird; du darfst deine Leidenschaften nicht herrschen lassen, wenn sie das Wohl der Gesamtheit gefährden! Hier muß sich dein Leben dem objektiven Gesetz unterwerfen, denn dieses steht höher als jenes. Und ob sich deine Natur noch so sehr dagegen auflehnt, was der allgemeinen Sittlichkeit widerstreitet, das wird durch dich nicht geadelt. Unrecht bleibt Unrecht, und Schuld bleibt Schuld. Die Eigenart deines Wesens rechtfertigt dein Vergehen nicht! Das ist ja die große und schwere Aufgabe, die das Leben uns stellt: wir sollen uns der Allgemeinheit unterordnen. Erst kommt das Gesetz und erst dann unsere Natur; darum müssen wir die Eigenart unserer Persönlichkeit in die Bahnen des objektiven Gesetzes hineinlenken; mit einem Worte: wir müssen uns selbst erziehen. Sich selbst erziehen heißt sich selbst überwinden. Wer frei sein will, der paßt sein Ich dem Gesetze an, und wäre es noch so schwer. Laßt uns nach dieser Freiheit streben, jeder nach dem objektiven Gesetze lebend, aber innerhalb dieses Gesetzes jeder durch seine besondere Wesensart das Allgemeine fördernd! So dienen wir dem Ganzen und läutern uns selbst. Wir sind an das Gesetz gebunden und wissen uns doch innerlich frei; denn das Gesetz ist ein Teil von uns selbst. Freiheit ist Gesetz, Gesetz ist Leben! Laßt uns dem Sittengesetze dienen, und wir dienen der wahren Freiheit! Amen.

5.

Religiöse Freiheit.

Am zweiten Tage des Passahfestes.

So spricht der Ewige: Laß frei mein Volk, daß es mir diene!
II. B. M 10, 3.

Meine andächtigen Zuhörer!

Am gestrigen Tage sprach ich zu euch über die Freiheit im sittlichen Handeln des Menschen. Lasset mich heute diese Betrachtung ergänzen, indem ich über religiöse Freiheit zu euch rede. Wie soll sich im religiösen Leben die wahre Freiheit betätigen? Mir scheint, die Beantwortung dieser Frage ist in der Gegenwart noch dringender als die Feststellung des Wesens der sittlichen Freiheit. Denn die Würde der sittlich freien Tat wird von Millionen Menschen freudig anerkannt. Man begreift in ihr den höchsten Adel der Menschennatur. Dem religiösen Leben aber stehen Unzählige gleichgültig und teilnahmlos gegenüber, und unter denen, die sich ihm widmen, haben viele nur aus Gewohnheit das Banner der Religion nicht verlassen. Den meisten fehlt auf religiösem Gebiete das, was ihnen in der sittlichen Welt von selbst gegeben ist: das warmherzige, natürliche Interesse! Jeder will sittlich sein, aber das Bedürfnis nach einer abgeklärten religiösen Weltanschauung lebt nur in wenigen. Und wo Interesse und Bedürfnis fehlen, da gibt man sich keine Mühe, das Wesen der Sache zu ergründen. So herrscht in unserer Zeit vielleicht auf keinem Gebiete mehr Unklarheit und Verständnislosigkeit als auf dem der Religion.

Darum will ich in unserer heutigen Betrachtung über religiöse Freiheit zu euch sprechen. Was fordert sie von

uns? Welche Anschauungen will sie in uns zur Herrschaft bringen? Vielleicht wird durch das Nachdenken über diese Frage in manchem unter euch die Erkenntnis geweckt, daß wir unserer Religion verpflichtet sind, und aus der Erkenntnis reift dann der Vorsatz: wir wollen unserer Religion dienen! Als Text stellen wir auch heute das Wort voran: „So spricht der Ewige: Laß frei mein Volk, daß es mir diene!"

Was fordert von uns die religiöse Freiheit? Vor allem das eine, ohne das keine positive Religion möglich ist: die Anerkennung der Ideen und Grundsätze, die die Religion beherrschen und in ihren geschichtlich gewordenen Formen lebendig sind. Glaube doch nicht, du seiest freigesinnt, weil du auf religiösem Gebiete schaltest und waltest wie du willst, Vergangenes preisgebend und Neues schaffend, ohne durch irgend ein Gesetz dich binden zu lassen! Das ist keine Freiheit, das ist Willkür! Auch im religiösen Bekenntnis gibt es ein Festes, ein Bleibendes: das innere Leben der Glaubensgemeinschaft, das deine Vorfahren geschaffen haben und das deiner Religion ihre Eigenart verleiht. Es hat sich allmählich zu Lehren und Grundsätzen verdichtet, die du nicht ohne weiteres ablehnen darfst. Tust du es doch, dann verneinst du die Religion selbst; du stellst dich außerhalb ihres Kreises. Die wahre Freiheit fügt sich auch hier in das überlieferte Leben ein.

Ihr meint allerdings, das sei keine Freiheit mehr. Wenn uns Lehren und Anschauungen binden sollen, denen wir innerlich fremd gegenüberstehen, wo bleibt dann die Freiheit unseres Entschlusses?

Nicht doch, m. A., ihr irrt, wenn ihr glaubt, das Judentum der Vorzeit sei euch innerlich fremd. Was euch fremd zu sein scheint, steht euch in Wirklichkeit recht nahe. Der Geist der israelitischen Gemeinschaft hat es geschaffen, und euer Geist gehört diesem Gesamtgeist Israels an; er ist in ihn eingeschlossen; er wächst aus ihm heraus. Selbst wenn ihr das bestreiten wolltet,

die Tatsache bleibt bestehen: euer Geist gehört dem Gesamtgeiste Israels an. Ihr könnt euch ihm gar nicht entziehen. Was er in der Gegenwart schafft, daran seid ihr unbewußt beteiligt, und was er in der Vergangenheit geleistet **hat**, dessen Früchte genießt ihr unbewußt mit. Ob Jahrtausende dazwischen liegen, die zeitliche Entfernung hebt eure innere Verbindung mit der Vergangenheit nicht auf. Wohl sterben die alten Geschlechter dahin und neue Geschlechter wachsen empor, aber der Zusammenhang zwischen ihrem Geistesleben ist darum keinen Augenblick unterbrochen. **Alles bleibt in ständigem Fluß!** Es ist wie das Wasser eines Stromes, der sich ins Meer ergießt. Die Wellen eilen an uns vorüber; noch ist die eine kaum entschwunden, und schon drängen sich andere geschäftig nach. **Alles bleibt in ständigem Fluß!**

Zwischen jedem Geschlecht, das entschwindet, und jedem Geschlecht, das kommt, stehen immer Tausende von Menschen, die die Verbindung herstellen; sie sind das Mittlergeschlecht, das noch die Ideen der Väter durchlebt und schon die Ideen der Kinder ahnt. **Alles bleibt in ständigem Fluß.** Wie die Züge der Vorfahren sich oft in dem Antlitz des Enkels spiegeln, so erbt sich das innere Leben einer Gemeinschaft von Geschlecht zu Geschlecht fort. Es ist wie die Erhaltung einer Familientradition, an der alle teilhaben, die zur Familie gehören. Nun stimmt ihr mir vielleicht zu: wer religiös frei sein will, der muß vor allem die Ideen und Grundsätze anerkennen, die in den geschichtlich gewordenen Formen seiner Religion lebendig sind. Nicht als ein Fremdes drängen sie sich ihm auf; sie sind Geist von dem Gesamtgeist seiner Gemeinschaft.

So wären wir also ganz an das traditionelle Judentum gebunden? Wir ständen ganz im Banne des historisch Gewordenen, und alle Selbständigkeit wäre von uns genommen? Wir könnten im religiösen Leben keinen Schritt mehr vorwärts tun? Nein, nein, meine Andächtigen! Das hieße dem Geist der echten Freiheit zuwiderhandeln! Religiös frei sein bedeutet wohl, die geschichtliche Überlieferung als Arbeit des Gesamtgeistes anerkennen;

aber es bedeutet nicht, die Entwicklung dieses Gesamtgeistes mit einem Male hemmen, in ihrem Fortschritt unterbrechen wollen. Könnten wir eine solche Anschauung je gutheißen, dann müßten wir erst unser Denken für minderwertig erklären gegenüber dem Denken der Vergangenheit. Sind wir ein Teil Gesamtisraels, dann haben wir auch die Pflicht, die Arbeit zu leisten, die uns als dem Teile des Ganzen zukommt; wir müssen den Bau des Judentums weiterführen. Es darf im Geistesleben unserer religiösen Gemeinschaft so wenig einen Stillstand geben wie im Geistesleben des Einzelmenschen. Stillstand ist Rückschritt, und Rückschritt führt zum Tode. Wie könnten wir die Verantwortung tragen, wenn der Strom der Entwicklung bei uns versanden würde! Die wahre Freiheit fordert lebendige Mitarbeit. Sie lenkt den Strom der Vergangenheit durch das Bett der Gegenwart in das Meer der Zukunft.

Nach welchen Grundsätzen aber muß der Fortschritt im Leben der Religion gestaltet werden? Denn daß gerade hier nicht Willkür herrschen darf, nicht die Laune des einzelnen den Weg bahnen kann, das wissen wir alle. Unsere Gründe müssen überzeugen, wenn wir der Freiheit die Bahn ebnen wollen. Und da verweise ich euch denn auf ein Gesetz, nach dem sich jeder gesunde Fortschritt vollzieht; denn es zwingt durch seine innere Kraft. Es erfaßt die Tradition als ein bedeutsames Stück des Gesamtlebens, dessen Lehren und Grundsätze wir anerkennen müssen. Sie sind auch heute noch für uns verpflichtend, aber nur insoweit, als die geschichtlichen Voraussetzungen, unter denen sie entstanden sind, auch für die Gegenwart noch zutreffen. Sind diese Voraussetzungen hinfällig geworden, dann müssen auch Lehre und Gesetz umgestaltet werden, die in ihnen wurzeln. Wir müssen sie den Bedingungen anpassen, die die Gegenwart uns stellt. Der Geist der Tradition bleibt auch in dem umgewandelten Gesetz lebendig, die neue Form ist nur eine andere Hülle für die ewige Idee.

Wird aber die Umwandlung nicht vollzogen, sucht man alle Triebkräfte des religiösen Lebens unserer Zeit in die starre Form der Anschauungen hineinzuzwängen, die vor zwei Jahrtausenden herrschend waren und zum Teil ganz andere geschichtliche Voraussetzungen hatten, dann tut man dem Geist unserer Zeit Gewalt an und macht es ihm unmöglich, sich zu entwickeln. Wer die Religion lebensfähig erhalten will, der muß dafür sorgen, daß sie dem Leben nicht entfremdet wird. Nur das Lebendige erzeugt neues Dasein; der tote Formalismus läßt das Lebendige verkümmern. Darum müssen wir die Überlieferung fortsetzen und durch neues Leben die Vergangenheit mit der Zukunft verbinden. So sind wir die Erben der alten Tradition und helfen zugleich eine neue Tradition schaffen. Wir werden der Vergangenheit gerecht und bewahren doch unsere Selbständigkeit. Wir betätigen die religiöse Freiheit in wahrhaft edler Form. Laßt uns solche Freiheit nach innen bekunden! Wir wollen die Entwicklung der Vergangenheit achten, aber in der Gegenwart weiterbauen für die Zukunft. So spricht der Ewige: Laß frei mein Volk, daß es mir diene!

Am reinsten und lautersten aber offenbart sich die religiöse Freiheit in dem Urteil, das wir über den Wert der anderen Religionen fällen. Es ist immer das Zeichen einer hohen und freien Weltanschauung, wenn Menschen unbefangen genug bleiben, neben der Bedeutung der eigenen Religion den Inhalt fremder Bekenntnisse objektiv zu würdigen. Auch wir müssen uns zu der Höhe einer solchen Weltanschauung erheben. Die religiösen Gemeinschaften der Gegenwart sind weit genug davon entfernt. Das Urteil der einen über die andere ist gewöhnlich unfrei, denn es ist ungerecht; jede sieht mit dem Auge der Partei.

M. A.! Einer der bedeutendsten theologischen Lehrer unseres Vaterlandes hat kürzlich an hervorragender Stelle das Wort gesagt: „Die falsche Kampfesweise im religiösen Leben besteht darin, die gute Theorie der eigenen Kirche mit der schlechten Praxis der anderen zu

vergleichen; man vergleiche vielmehr Theorie mit Theorie und Praxis mit Praxis."*) Das ist ein treffender Ausspruch; er kennzeichnet die Lage am besten. Ich will nicht von dem Verhalten der Tochterreligion uns gegenüber sprechen, obwohl es ein Leichtes wäre, gerade hier den Nachweis zu erbringen, daß oft genug Einseitigkeit und Ungerechtigkeit das Urteil über uns fällen. Es ziemt mir an dieser Stelle nicht, mich zum Richter über die anderen aufzuwerfen.

Aber an **unserem** Verhalten gegenüber den Draußenstehenden müssen wir offen und rückhaltlos die Fehler rügen. Auch bei uns vergleichen viele die gute Theorie des eigenen Bekenntnisses mit der schlechten Praxis der anderen. Man spricht von den Glaubensdogmen der Tochterreligion, von all den dogmatischen Lehren, die sie aufgestellt hat und die unserer religiösen Weltanschauung widerstreiten. Man berauscht sich demgegenüber an der schlichten, großen Sittenlehre unserer Propheten, die im Eingottesglauben wurzelt, und man wird nicht müde, vor der Welt zu betonen, das sei das Wesen unserer Religion gegenüber den Dogmen der anderen. Wäre es nicht gerechter und deshalb würdiger, m. A., wenn wir auch hier Theorie mit Theorie vergleichen wollten und Praxis mit Praxis? Auf der einen Seite die Ethik unserer Propheten und auf der anderen die Sittenlehre der Männer, die als die Stifter der Tochterreligion gelten; auf der einen Seite die Glaubensdogmen der Kirche, die in ihrer starren Form noch das Bekenntnis beherrschen, aber auf der anderen Seite dann auch die leblosen Formen und Bräuche, die im Judentum noch immer Geltung haben und, wenn sie nicht gewandelt werden, die Gefahr einer Erstarrung des religiösen Lebens in sich tragen. **Und endlich, m. A., auf beiden Seiten der gleichmäßige Kampf des freien, lebendigen Geistes gegen die starken Mächte im eigenen Lager, die die fortschreitende Entwicklung zu hemmen suchen.**

---

*) Ad. Harnack, Protestantismus und Katholizismus in Deutschland. Rede, gehalten am 27. Januar 1907 in der Aula der Universität zu Berlin.

Ich glaube, wenn wir so Licht und Schatten, Vorzüge und Mängel hüben und drüben gerecht verteilen, dann wird das Bild doch ein anderes werden. Die einzelnen Bekenntnisse lernen ihres Wesens Art wechselseitig verstehen. Es geht nicht an, meine Zuhörer, auf der einen Seite alles Licht erstrahlen zu lassen und auf der anderen nur die Schatten zu suchen.

Laßt uns auch hier nach Freiheit ringen! Wir sollen in unserem Urteil frei und unabhängig sein, wenn wir an die Bekenntnisse der Andersgläubigen prüfend herantreten. Religiöse Freiheit sei das Ziel unseres Strebens — Freiheit nach außen und Freiheit nach innen! So spricht der Ewige: Laß frei mein Volk, daß es mir diene! Religiöse Freiheit ist Gottesdienst! Wir wollen unserem Gott in Freiheit dienen! Amen.

6.

Dankbarkeit.

Am siebenten Tage des Passahfestes.

> Meine Stärke und mein Lobgesang ist Gott, denn er war mein Erretter. Er ist mein Gott, darum will ich ihn preisen — mein väterlicher Gott, darum will ich ihn hoch rühmen.
>
> II. B. M. 15, 2.

Meine andächtigen Zuhörer!

Der heutige Festabschnitt schildert uns die endgültige Befreiung Israels aus der ägyptischen Knechtschaft. Die Sklavenketten sind gesprengt; die Macht des Feindes ist gebrochen; die seither Gedrückten und Geächteten sind zu freien Menschen geworden. Was damals in der Seele des Volkes vor sich ging, das läßt uns der heutige Festabschnitt ahnen. Wir lesen in ihm das herrliche Siegeslied, das die Geretteten anstimmten, als sie selbst das sichere Ufer erreicht hatten und die Heeresmassen der Verfolger in den Fluten versinken sahen. Heißer, inbrünstiger Dank klingt uns aus jedem Satze dieses Liedes entgegen. „Meine Stärke und mein Lobgesang ist Gott, denn er war mein Erretter; er ist mein Gott, darum will ich ihn preisen — mein väterlicher Gott, darum will ich ihn hoch rühmen." Das ist der Grundton, auf den das ganze Lied gestimmt ist: innige Dankbarkeit gegen Gott.

Laßt mich daraus Veranlassung nehmen, heute über Dankbarkeit zu euch zu sprechen, aber nicht über die Dankbarkeit, die wir der Gottheit schulden — darüber sprach ich schon einmal zu euch —, sondern in Ergänzung jener Betrachtung

über die Dankbarkeit, die wir als Menschen den Menschen erweisen sollen.

Was ist Dankbarkeit?
Wie gibt sie sich im Leben kund?

Was ist Dankbarkeit? Meine Andächtigen! Dankbarkeit ist das Gefühl der Anerkennung, das in uns allen denen gegenüber lebendig ist, von denen wir Gutes empfangen haben. Dankbar muß jeder sein, denn jeder ist von anderen abhängig, jeder ist auf seine Mitmenschen angewiesen. Und ständest du im Leben noch so hoch und glaubtest du noch so sehr, der anderen entraten zu können, es gibt keinen Menschen in der Welt, der nicht seinen Mitmenschen zu Dank verpflichtet wäre.

Blickt nur hinein in den engsten Kreis des Gemeinschaftslebens, den Kreis der Familie! Alle, die ihm angehören, sind so innig miteinander verbunden und empfangen wechselseitig soviel Gutes voneinander, daß sich ganz von selbst in jedem einzelnen von ihnen das Gefühl der Dankbarkeit regt. Besonders in den Herzen der Kinder gegenüber den Eltern; denn die Eltern sind die größten Wohltäter ihrer Kinder. Was diese im Leben auch werden und erreichen, die Erziehung, die sie im Vaterhaus genossen haben, legt immer den Grund zu ihrem künftigen Glück. Das erkennen die Kinder, sobald sie älter und reifer werden; darum wächst mit den Jahren ihre Dankbarkeit. Sie offenbart sich in der großen, starken Liebe, die die erwachsenen Kinder ihren greisen Eltern entgegenbringen. Dankbarkeit in der engsten persönlichen Beziehung des Menschen zum Menschen setzt sich immer in Liebe um. Und diese Liebe erlischt nicht mit dem Tode; sie dauert über das Grab hinaus — wir nennen sie Pietät. Jeder will Pietät üben; denn jeder will dankbar sein. Jeder weiß, was er denen schuldet, die ihre beste Kraft für ihn eingesetzt und so lange über ihn gewacht haben, bis er geistig und sittlich mündig geworden. Pietät ist die natürlichste Offen-

barung unserer Dankbarkeit denen gegenüber, die uns im Leben am nächsten standen und die unsere größten Wohltäter waren.

Aber damit erschöpft sich noch nicht der Kreis der Menschen, denen wir Dankbarkeit schulden. Neben der Familie stehen die Mitmenschen, deren wir alle mehr oder weniger bedürfen. Die Familie ist eine Welt im Kleinen, aber sie erhält ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie in die große Welt eingefügt ist. Sie schöpft ihre Kraft, ihre geistigen und sittlichen Ideen aus den Anschauungen, die die große Welt beherrschen. Was die Eltern ihren Kindern an Kulturwerten bieten, das bringen sie nicht selbst hervor. Es fließt ihnen aus dem Borne der Menschheit zu. Alle Erziehung ist nichts anderes als das Hineintragen der höchsten Ideen des Menschengeschlechts in die heranwachsende Generation. Was wir geworden sind, das danken wir denen, die wir als die Bahnbrecher in der Kulturgeschichte der Menschheit verehren. Wir alle sind von ihnen abhängig, denn wir alle haben von ihnen gelernt.

Und so erweitert sich naturgemäß der Kreis derer, denen unsere Dankbarkeit gilt. Er umfaßt die Denker und Dichter, die Staatsmänner und Philosophen, die mächtigen Kämpfer für Wahrheit und Recht, die das sittliche und geistige Leben der Gesamtheit gefördert haben. Mit einem Worte: er umfaßt alle, die unser Leben bereichern. Wir sind ihnen dankbar, weil erst durch ihre Arbeit unser Leben lebenswert geworden ist. Solche Dankbarkeit gegenüber den führenden Geistern des Menschengeschlechts regt sich in jedem Staubgeborenen, der den Einfluß überragender Persönlichkeiten an seinem eigenen Denken begreift.

Freilich, solche Dankbarkeit setzt sich nicht in Liebe um. Dazu sind jene Menschen zu groß, oder sie stehen uns persönlich zu fern. Aber ein anderes löst sie in uns aus, das vielleicht nicht so warmherzig, nicht so glutvoll ist wie die Liebe und doch zum Quell reichen Segens wird: Verehrung und Bewunderung. Wir bewundern die Menschen, von denen wir wissen, daß sie durch ihre Lebensarbeit die Wohltäter der Gesamtheit geworden sind; wir blicken ehrfurchtsvoll zu ihnen empor. Verehrung ist der natürlichste Ausdruck der Dankbarkeit, die gegenüber

[illegible] Familien der Menschen [illegible]

[illegible] ihren Kind?

[illegible] Dankbarkeit

[illegible] gegen-

[illegible] empfangen haben. [illegible]

[illegible] abhängig, jeder

[illegible] im Leben

[illegible] der anderen entziehen

[illegible] Tod, der nicht seinen

[illegible]

[illegible] des Gemeinschafts-

[illegible] angehören, sind so

[illegible] wechselseitig sowie

[illegible] jedem einzelnen

[illegible] Besonders in der

[illegible] die Eltern sind

[illegible] im Leben auch

[illegible] im Vaterhaus ge-

[illegible] künftigen Glück

[illegible] und reifer werden;

[illegible] Sie offenbart

[illegible] Kinder ihren

[illegible] in der engsten

[illegible] Menschen

[illegible] Liebe erlischt nicht

[illegible] — wir nennen

[illegible] jeder will dankbar

[illegible] beste Kraft für ihn

[illegible] haben, bis er geistig

[illegible] ist die natürlichste Offen-

barung unserer Dankbarkeit denen gegenüber, die uns im Leben am nächsten standen und die unsere größten Wohltäter waren.

Aber damit erschöpft sich noch nicht der Kreis der Menschen, denen wir Dankbarkeit schulden. Neben der Familie stehen die Mitmenschen, deren wir alle mehr oder weniger bedürfen. Die Familie ist eine Welt im Kleinen, aber sie erhält ihre Bedeutung erst dadurch, daß sie in die große Welt eingefügt ist. Sie schöpft ihre Kraft, ihre geistigen und sittlichen Ideen aus den Anschauungen, die die große Welt beherrschen. Was die Eltern ihren Kindern an Kulturwerten bieten, das bringen sie nicht selbst hervor. Es fließt ihnen aus dem Borne der Menschheit zu. Alle Erziehung ist nichts anderes als das Hineintragen der höchsten Ideen des Menschengeschlechts in die heranwachsende Generation. Was wir geworden sind, das danken wir denen, die wir als die Bahnbrecher in der Kulturgeschichte der Menschheit verehren. Wir alle sind von ihnen abhängig, denn wir alle haben von ihnen gelernt.

Und so erweitert sich naturgemäß der Kreis derer, denen unsere Dankbarkeit gilt. Er umfaßt die Denker und Dichter, die Staatsmänner und Philosophen, die mächtigen Kämpfer für Wahrheit und Recht, die das sittliche und geistige Leben der Gesamtheit gefördert haben. Mit einem Worte: er umfaßt alle, die unser Leben bereichern. Wir sind ihnen dankbar, weil erst durch ihre Arbeit unser Leben lebenswert geworden ist. Solche Dankbarkeit gegenüber den führenden Geistern des Menschengeschlechts regt sich in jedem Staubgeborenen, der den Einfluß überragender Persönlichkeiten an seinem eigenen Denken begreift.

Freilich, solche Dankbarkeit setzt sich nicht in Liebe um. Dazu sind jene Menschen zu groß, oder sie stehen uns persönlich zu fern. Aber ein anderes löst sie in uns aus, das vielleicht nicht so warmherzig, nicht so glutvoll ist wie die Liebe und doch zum Quell reichen Segens wird: Verehrung und Bewunderung. Wir bewundern die Menschen, von denen wir wissen, daß sie durch ihre Lebensarbeit die Wohltäter der Gesamtheit geworden sind; wir blicken ehrfurchtsvoll zu ihnen empor. Verehrung ist der natürlichste Ausdruck der Dankbarkeit, die gegenüber

den großen Charakteren in Vergangenheit und Gegenwart in unserer Seele lebt. Sie wird von selbst in uns wach und wächst und nimmt zu mit unserer geistigen und sittlichen Reife. Je umfassender und allgemeiner die Bildung ist, die wir uns erworben haben, desto klarer erkennen wir das Verdienst derer, durch die wir zur Höhe emporgestiegen sind. Wir werden dankbar.

Das also ist das Wesen der Dankbarkeit, die wir im Herzen tragen sollen: Liebe und Verehrung, Verehrung gegenüber den Fernen und Liebe gegenüber den Nahen, von denen wir abhängen. Solche Dankbarkeit ist natürlich, aber sie ist auch sittliche Pflicht. Unsere Weisen sagen: „In den Brunnen, aus dem du deinen Durst gelöscht hast, darfst du keinen Stein werfen.“ (Bab. Kam. 92.) Dankbarkeit ist sittliche Pflicht.

Wie aber gibt sie sich im Leben kund? In Worten, im Wesen, durch die Tat! Dankbarkeit in Worten nenne ich zuerst; denn das ist die niedrigste Form, in der die Dankbarkeit sich äußert. Gewiß gibt es Fälle, in denen sie unentbehrlich ist; auch das freundliche Wort, mit dem die Menschen sich begrüßen, gehört zu den unentbehrlichen Formen des geselligen Verkehrs. Ja, noch mehr, Dankbarkeit in Worten kann auch Herzenssache sein. Es kann dem Menschen zum aufrichtigen Bedürfnis werden, vor den hinzutreten, der ihm Gutes erwiesen, und mit schlichten Worten ihm zu sagen: „Ich danke dir für das, was du mir getan hast.“ Solche Dankesworte, wenn sie aus überquellendem Gemüte fließen, berühren immer wohltuend.

Und doch sage ich, Dankbarkeit in Worten steht auf der niedrigsten Stufe, denn sie birgt am meisten die Gefahr der Veräußerlichung des Dankes in sich. Echte Dankbarkeit wohnt im Gemüte, und sie ist wie alle Vorgänge im Gemütsleben des Menschen etwas Keusches und Heiliges. Das Keusche und Heilige aber darf nicht entweiht werden. Und eine Entweihung ist es, wenn Geschwätzigkeit sich vordrängt, um ihre Dankbarkeit vor

den Menschen ins rechte Licht zu stellen. Dann wird das Sein zum Schein und das unbewußt Hoheitsvolle zum Erkünstelten und Gemachten. Und in dem Augenblicke verliert es seinen Wert; es wird unwahr, weil es unnatürlich ist.

Echte Dankbarkeit offenbart sich unbewußt im Wesen des Menschen. Ihr Wert ruht in ihrer Natürlichkeit; ihre Natürlichkeit ist ihre Würde. Alles, was an Berechnung grenzt, ist von selbst bei ihr ausgeschlossen; denn es widerstreitet ihrer Natur. Sie gibt sich, wie sie ist; sie ist, wie sie sich gibt. Sie gleicht dem Sonnenlicht, das leuchtet, weil es leuchten muß, weil es gar nicht anders kann. Echte Dankbarkeit strahlt wie das Sonnenlicht erquickend und erwärmend in die Herzen hinein. Freilich, ein Merkzeichen solcher Dankbarkeit kann ich euch nicht geben. Man muß sie erlebt haben; man muß Menschen kennen, in deren Wesen sie sich unbewußt äußert; man muß ihre Wirkung an sich selbst verspürt haben. Dankbarkeit, die aus dem Wesen eines Menschen spricht, beglückt und beseligt den Kreis, in dem sie sich kundgibt.

Und endlich Dankbarkeit durch die Tat! Sie ist der Dankbarkeit im Wesen des Menschen innig verwandt; beide fließen aus derselben Quelle: aus der Natur der Dankbarkeit. Ein dankbares Gemüt hat das Bedürfnis, sich zu betätigen; es will den anderen helfen, weil man ihm geholfen hat. Das ist der größte Segen echter Dankbarkeit: sie schafft fortzeugend immer Gutes. So ist's im kleinen Kreise der Familie, so ist's im größeren Kreise des bürgerlichen Lebens; so war es immer in der Geschichte der Menschheit. Wer einmal erkannt hat, daß er sein geistiges Eigentum und seine sittlichen Anschauungen zwar selbst erworben, aber nicht selbst geschaffen hat, wer einmal weiß, wie unendlich viel wir alle fremder Einwirkung zu danken haben, den drängt es unwillkürlich zu edler Tat. Er will das, was er selbst als köstlichen Gewinn von anderen empfangen hat, auch seinen Mitmenschen darbieten. Auch sie sollen des Segens Frucht genießen. So bewährt sich die Dankbarkeit durch die Tat als das schönste Zeugnis selbstloser Gesinnung.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint insbesondere alles soziale Wirken, das die führenden Geister in der menschlichen Gesellschaft entfalten, als Ausfluß der Dankbarkeit, die zu Taten treibt. Denn wer die Lage der Armen und Gedrückten zu bessern sucht, obwohl er selbst auf den Höhen des Lebens wandelt, der tut es nur, weil er die Ungerechtigkeit fühlt, die sich in dem weiten Abstand zwischen hoch und niedrig offenbart. Er will durch seine Arbeit dazu beitragen, daß auch dem Tieferstehenden zugute kommt, was ihm durch ein freundliches Geschick von selbst gegeben war. Sein soziales Wirken ist die lebendige Betätigung der Dankbarkeit, die den anderen bieten will, was sie schon genießen durfte. Alle tatkräftigen Menschenfreunde sind dankbare Naturen.

Laßt auch uns Dankbarkeit durch die Tat bekunden! Und ist es auch nur im kleinen Kreise möglich, unsere Kraft zu entfalten, wir wollen hier in Dankbarkeit pflegen und weitertragen, was wir von anderen empfangen haben. Jede gute Tat, die wir vollbringen, schafft dankbare Herzen, und jedes dankbare Herz ist ein neuer Bundesgenosse, der auf dem Weg zum Ziele uns begleitet. Laßt uns Dankbarkeit üben! Wir wollen viele Bundesgenossen gewinnen, viele Mitarbeiter an dem Bau der Menschheit! Amen.

7.

Gottesglaube und Sittlichkeit.

Eine Wochenfestpredigt.

Ich bin der Herr, dein Gott! . . .
. . . Du sollst nicht begehren!
II. B. M. 20, 2a, 17a.

Meine andächtigen Zuhörer!

Wir feiern heute Schewuoth, das Wochenfest, das uns nach der jüdischen Tradition an die Verkündigung des Zehnwortes erinnern soll. Man nennt es deshalb auch das Geburtsfest der Religion. Denn wir verstehen unter Religion Gottesglaube und Sittlichkeit; wir nennen den einen religiösen Menschen, der an Gott glaubt und ein sittliches Leben führt. Und Gott und Sittlichkeit sind auch die beiden Begriffe, die uns das Zehnwort zum Bewußtsein bringt. „Ich bin der Herr, dein Gott! Du sollst keine anderen Götter neben mir haben! Entweihe nicht meinen heiligen Namen, und meinen Ruhetag sollst du beobachten!" So lauten die vier ersten Aussprüche vom Sinai; sie bieten uns die Lehre von Gott so rein, so schlicht und so groß, daß niemand sie klarer zu fassen vermag. — „Ehre Vater und Mutter! Du sollst nicht morden, nicht ehebrechen und nicht stehlen! Lege kein falsches Zeugnis ab, und du sollst nicht begehren!" So lauten die sechs letzten Aussprüche vom Sinai; sie bieten uns die höchsten Begriffe der Sittlichkeit, die Maßstab und Richtschnur sind für das Handeln der Menschen. An der Eingangsschwelle des Dekalogs: „Onauchi, Gott ist!"; an der Ausgangsschwelle des Dekalogs: „Lau sachmaud, du sollst nicht begehren!" So decken sich die zehn Gebote mit dem Inhalt aller echten Religion. Sie umfassen dieselben Gedanken, dieselben ewigen Begriffe: Gott

d Sittlichkeit! Darum können wir den heutigen Tag nicht rdiger feiern, als indem wir die beiden Ideen, die dem Dekalog und der Religion ihren erhabenen Inhalt geben, zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. *Gott und Sittlichkeit* — das Thema, über das ich am Wochenfeste zu euch sprechen will.

Gott! Wir glauben an einen Gott! Indem ich diesen Satz ausspreche, bekenne auch ich mich freudig zu seinem Inhalt: wir glauben an einen Gott! Kann man das Dasein dieses Gottes beweisen, so daß er das Eigentum unseres Geistes wird wie die Ergebnisse irgend einer Wissenschaft? Es gab einmal eine Zeit, da wähnte man, daß es möglich sei; da schafften die Männer der Gottesgelehrtheit ihre „untrüglichen" Beweise heran, durch die sie das Dasein des Einzig-Ewigen gegen alle Zweifel sichern wollten.

Sie wiesen auf das Weltall hin: alles Geschaffene muß einen Schöpfer haben, alles Gewordene einen Bildner. Ist die Erde einmal vorhanden, dann ist sie auch ins Dasein gerufen; besteht einmal des Universums gewaltiger Bau, dann ist auch der Meister da, der ihn gegründet hat. Nichts in der Welt ist ohne Anfang. Wie könnte die Welt selber ewig sein? Nichts auf der Erde geschieht ohne Ursache. Wie könnte der Erde selbst der Urheber fehlen? — Wirklich? Weil unser beschränkter Geist den Begriff der Ewigkeit für irdische Dinge nicht fassen kann, deshalb sollte das Universum nicht von Ewigkeit her bestehen können? Oder weil wir bei allen Vorgängen des Lebens Ursache und Wirkung gewahren, deshalb sollte die Ursache der Welt *außer* ihr liegen, in einem überweltlichen Schöpfer, und nicht *in* ihr, in ihrem eigensten Wesen? — Nein, meine Andächtigen! Wir können der Behauptung: ein Gott *muß* leben, weil eine Welt vorhanden ist, die er geschaffen hat, mit dem gleichen Rechte die andere Behauptung entgegenstellen: die Welt ist ewig; das Universum hat keinen Anfang und kein Ende; es ist die Ursache seiner selbst. Denn diese Auffassung enthält genau soviel Beweiskraft wie jene; kein Mensch kann sie mit Gründen widerlegen.

Aber der andere Beweis, den man so gern hervorhebt und dem so zwingende Überzeugungskraft eignen soll: die Zweckmäßigkeit im Reiche der Natur! Geht nur hinaus ins unendliche All und schaut, wie zweckbewußt dort alles gestaltet ist! Wie wunderbar greift dort alles ineinander! Denkt an die geheimnisvoll wirkenden Kräfte, die menschlicher Scharfsinn dem Wohle der Gesamtheit dienstbar gemacht, und die der lenkenden Hand des Staubgeborenen sich willig fügen! Denkt an die herrlichen Gebilde des Universums, die unser Auge durch ihre Schönheit entzücken und unserem ästhetischen Sinn den reinsten Genuß gewähren! Wo soviel Kraft und Schönheit sich vereinen, um dem Menschengeist zu dienen und dem Menschendasein zu nützen, da muß ein zweckbewußter Schöpfer walten, der alles nach seinem Plane ordnet und fügt.

Wirklich? Ist wirklich die Natur um unseretwillen zweckmäßig geschaffen? Nicht um ihrer selbst willen gebildet, sondern nur im Hinblick auf die Menschen, die in ihr leben? Wie ließe sich's dann wohl verstehen, daß Tausende und Abertausende von Naturkräften noch verborgen schlummern, von niemand gekannt und für niemand schaffend! Wie könnte man dann jene unermeßliche Vergeudung an Kraft rechtfertigen, die stündlich sich im Weltall vollzieht, weil wir das Wesen dieser Kräfte noch nicht erfaßt haben! Nein, m. A., die Natur ist nicht im Hinblick auf die Menschen geschaffen. Wenn wir sie trotzdem zweckmäßig nennen, dann ist's nur unser Urteil, das wir in sie hineinlegen. Wir verwechseln unsere Auffassung über die Natur mit dem Wesen der Natur selbst; wir meinen, wie sich in unserer beschränkten Einsicht ein winziger Teil des Universums spiegelt, so sei das ganze Universum in Wirklichkeit gestaltet; wir halten das schwächliche Abbild in unserer Seele für das wirklich Seiende. Ein solches Urteil aber ist eine Vermessenheit und eine Willkür. Wir können damit das Dasein der Gottheit nicht begründen!

Wir können es nicht, weil man das Dasein Gottes überhaupt nicht beweisen kann. Was sich im Reiche der Sinnenwelt vor unseren Augen vollzieht, was wir selber anschauen und wahr-

nehmen, oder was wir durch unseren Verstand zergliedern können, das vermögen wir zu beweisen, denn es geht über die Grenzen unserer Erkenntnis nicht hinaus. Was aber außerhalb unserer Anschauung liegt, jenseits der Schranken, die der Einsicht des Menschengeistes gezogen sind, was übersinnlich und deshalb unserem Vorstellungsvermögen unfaßbar ist, das werden wir niemals beweisen können. Toren sind es darum gewesen, die so vermessen waren zu glauben, sie könnten mit logischen Gründen die Gottheit beweisen, und Toren sind es auch heute noch, die da wähnen, man müsse das Dasein des Ewig-Einzigen feststellen können, wie man eine naturwissenschaftliche Wahrheit feststellt.

Wir können Gott nicht beweisen! Damit haben wir uns abzufinden. Und doch glauben wir an ihn mit einer Siegesgewißheit der Überzeugung, die alle logischen Beweise der Welt nicht zu bieten vermögen. Wir glauben an Gott, weil die Idee Gottes in unserer Seele lebendig ist. Meine Andächtigen! Es gibt große und erhabene Ideen, die man nicht beweisen kann, und sie sind doch da, und keine Macht der Erde kann sie leugnen; wir fühlen ihr Dasein; wir ahnen ihre Existenz; wir verspüren die Kraft ihres Lebens so wuchtig und so tief, daß wir sie gar nicht bestreiten können. Und zu diesen Ideen gehört Gott. Die Idee Gottes ist wie die Idee der Seele und die Idee der Tugend.

Seele! Kein Mensch kann sie beweisen, kein Mensch kann ihr Wesen feststellen, und doch ist sie da; denn jeder von uns trägt in sich das einheitliche Bewußtsein seines Innenlebens. Jeder von uns fühlt sich als Ich, als Persönlichkeit. Woher kommt uns dieses klare Ichbewußtsein? Wir wissen es nicht; aber wir glauben an die Seele als die allein mögliche Trägerin unseres Ichbewußtseins.

Und dann der Keim zum Guten, der in jedem Menschen verborgen ruht! Wir können ihn auch nicht beweisen und in seinem Wesen zergliedern; aber er ist vorhanden; er lebt in jedem Menschenherzen und offenbart sich selbst in dem niedrigsten Charakter, der gegen seine Natur vor der Majestät der Tugend sich

beugen muß. Wir fühlen und ahnen den Keim des Guten bei allen Menschenkindern; wir vertrauen auf ihn; wir glauben an ihn: wir glauben an die Tugend.

Und so glauben wir auch an Gott. Kein Sterblicher lebt, der nicht wenigstens einmal in seinem Dasein die Nähe Gottes empfunden hätte. Ihr mögt auf einem noch so freien Standpunkt stehen, die Stunde kommt über jeden Menschen, da er ahnt und fühlt: es gibt ein Etwas, vor dem wir uns beugen müssen; es gibt ein höheres Dasein, in dem das unsere aufgeht. Dieses Ahnen der Gottheit offenbart sich bei dem einen in der Freude, bei dem anderen im Leid, bei dem einen draußen in der Natur, bei dem anderen, wenn in seinem Innenleben Großes und Heiliges sich vollzieht; hier, wenn wir den ungelösten Rätseln der Menschheit gegenüberstehen, dort, wenn des Universums gigantische Größe uns unsere eigene Kleinheit zum Bewußtsein bringt. Dann kommt's über uns, dann wird's in uns lebendig; dann fühlen und ahnen wir das Dasein des Unendlichen. Wir können ihn nicht beweisen; wir wollen ihn nicht beweisen. Aber wir verspüren seinen Odem in unserer Seele, wir erleben ihn innerlich mit siegreicher Gewißheit, und das ist mehr wert als alle Beweise. Darum glauben wir an ihn; darum vertrauen wir auf ihn: wir glauben an die Gottheit.

Und in der Idee der Gottheit wurzelnd, und aus der Idee der Gottheit herauswachsend — die Idee der Sittlichkeit! Gott, die vollendete Sittlichkeit, das Urbild, dem wir ähnlich werden, das Ideal, nach dem wir streben sollen! Doch wie? Bedürfen wir Menschen eines solchen Ideals? Ist's nicht viel ruhmwürdiger, wenn wir seiner entraten und uns ohne Vorbild aus der Tiefe zur Höhe durchringen können? Lebt einmal der Keim zum Guten in unserer Seele, dann müssen wir auch fähig sein, ihn lebenskräftig zu erhalten und zur vollen Entwicklung zu bringen. Wir lehnen das göttliche Urbild der Sittlichkeit ab, weil wir seiner nicht bedürfen. Wir können auch ohne Gott zur Höhe emporstreben.

Aber ich fürchte, meine Andächtigen, die so sprechen, wurzeln mit ihren Anschauungen nicht im wirklichen Leben; sie gehen von falschen Voraussetzungen aus und kommen zu falschen Schlüssen. Sie sehen den Menschen nicht, wie er ist, sondern wie er sein soll; nicht, wie er als Kämpfer zur Höhe strebt, sondern wie er als Sieger am Ziele steht. Mit einem Worte: ihre Auffassung setzt einen Idealmenschen voraus ohne Fehler und Schwächen, ohne Mängel und Sünden, einen Menschen, wie er auf Erden nicht wandelt. Gäbe es in Wirklichkeit solche Naturen, dann freilich wär's ein Leichtes; dann brauchten wir kein göttliches Vorbild, nach dem wir uns richten müssen. Wir wären uns selber Vorbild genug, wir trügen die Bürgschaft unserer Vollkommenheit in unserem eigenen Wesen. Aber solche Charaktere gibt es eben nicht, kann es nicht geben, weil der Mensch an die Erde gebunden ist. Mit dem göttlichen Geist in uns paart sich der irdische Leib, und das Vergängliche zieht das Ewige in den Staub hernieder. Die Leidenschaften und Begierden sind in uns allen lebendig und hemmen mit dämonischer Gewalt das Emporsteigen zur Höhe. So entbrennt in unserer Seele ein heißer Kampf, und in mühevollem Ringen strebt unser Geist nach Freiheit. Wir sind alle nur Werdende, vollendete Naturen läßt uns die Welt nicht schauen. Werdende aber müssen ein Vorbild haben, müssen einen untrüglichen Maßstab besitzen, an dem sie ihr eigenes Tun messen können. Und dieses Vorbild und dieser Maßstab ist uns Gott, der, leidenschaftslos und ohne Fehl, den Schwächen der Menschennatur entrückt, als vollendete Sittlichkeit in unserer Seele lebt. Wohl wissen wir, daß wir ihn nie erreichen können, und doch streben wir ihm nach; wohl wissen wir, daß wir ihm nie gleichkommen, und doch wollen wir ihm ähnlich werden.

Uns geht es wie dem Künstler, der in reichen Farbentönen wiedergibt, was sein Auge geschaut. Auch er hat für sein künstlerisches Schaffen ein hohes Ideal: die Natur. Was er in genialer Gestaltungskraft hervorbringt, immer ist's der Natur nachgebildet, in der er seine beste Lehrmeisterin verehrt, und er rechnet es sich zum höchsten Ruhm, wenn man von seinem Kunstwerk sagt: es

ist der Natur ähnlich geworden. Wohl weiß auch er, er kann die Natur nie erreichen, er kommt ihr in seinem Schaffen niemals gleich. Aber möchte er sie deshalb missen? Möchte er auf das Ideal Verzicht leisten, weil es ihn schmerzt, daß er stets hinter ihm zurückbleiben muß? O nein! Er kann der Natur gar nicht entraten; er ist auf sie angewiesen wie auf sein Lebenselement. Nehmt ihm den Anblick der Natur, und ihr raubt ihm seine ganze Schöpferkraft, ihr verstopft ihm den Quell seiner Lebensarbeit. — Auch wir sind nur Nachbildner. Vor uns die vollendete Natur der Sittlichkeit in Gott; in uns das ernste Streben, der göttlichen Natur ähnlich zu werden. Und ob wir auch wissen, daß wir Gott nie erreichen, wir halten ihn fest, weil wir ihn festhalten müssen, weil wir ohne ein reines Sittlichkeitsideal auf Erden nicht zu leben vermögen. Was dem Künstler die Natur, das ist uns Gott: ein Muster, ein Vorbild, nach dem wir das Bild unseres eigenen Wesens gestalten. Ertötet den Gott in eurem Herzen, und ihr raubt euch die sittliche Schöpferkraft; ihr verstopft den Quell eures sittlichen Lebens. Ohne Gott keine Sittlichkeit, ohne Sittlichkeit kein Leben! Darum lebet so, daß in euren Taten die Sittlichkeit sich spiegelt und in eurer Sittlichkeit die Gottheit sich offenbart. Gott und Sittlichkeit — der Anfang und das Ende eures Lebens. Amen.

8.

Demut und Stolz.

Am Vorabend des Neujahrsfestes.

Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und der Erdensohn, daß du nach ihm schauest! Und doch ließest du ihn nur wenig hinter Gott zurückstehen, und mit Ehre und Hoheit umgabst du ihn.
Ps. 8, 5 u. 6.

Meine andächtigen Zuhörer!

Zwei Gedanken sind es vor allem, die heute unser ganzes Denken und Fühlen beherrschen: Demut und Stolz, scheinbare Gegensätze und doch beide unentbehrlich, weil sie durch ihr Zusammenwirken die Harmonie unserer Seele herausbilden: Demut und Stolz! Darüber will ich am Vorabend des Jaum hasikoraun zu euch sprechen. Als Text vernehmet dazu das Wort der Schrift: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und der Erdensohn, daß du nach ihm schauest! Und doch ließest du ihn nur wenig hinter Gott zurückstehen, und mit Ehre und Hoheit umgabst du ihn.“

Demut, m. A.! Es gibt wohl kaum eine Festesstunde in unserem Leben, die so geeignet wäre, das Gefühl der Demut in uns wachzurufen wie die letzte Stunde des scheidenden Jahres; denn sie mahnt uns an unsere Vergänglichkeit und stellt uns unsere Ohnmacht vor die Seele. Vergänglichkeit! Wir sind wieder um ein Jahr älter geworden, sind dem Grabe näher-

gerückt. Und wie schnell ist alles gekommen! Damals als das neue Jahr vor uns lag mit seinen zwölf langen Monden, jeder Monat ein Feld der Hoffnung, jeder Tag eine Blume des Glückes, die in dem Felde erblühen sollte, da waren wir so zuversichtlich und so froh, da meinten wir, das Jahr nähme gar kein Ende. Und heute? Uns ist's, als wäre es erst gestern gewesen, da wir das letzte Roschhaschonohfest gefeiert haben. So flüchtig ist die Zeit. Die Zeit, meine Andächtigen? Ist es wirklich die Zeit, an deren Vergänglichkeit wir gemahnt werden? Der Volksmund sagt allerdings: „Die Zeit enteilt! Die Zeit geht schnell vorüber!" Aber der nüchterne Verstand lehrt uns ein anderes. Was ist denn die Zeit? Ein Begriff — der Begriff der Ewigkeit! Sie war vor Millionen Jahren; sie wird nach Millionen Jahren noch sein, unendlich und unwandelbar wie der Raum. Die Sterne am Firmament mögen vergehen, die gewaltigen Steinmassen im Gebirge mögen zerbröckeln, der Mensch mag auf immer aus dem Weltall schwinden, aber die Zeit bleibt in stolzer Majestät als das Symbol der Ewigkeit. Die Zeit vergeht nicht. Nur wir sind's, die dahingehen, nur wir sind's, die vernichtet werden, nur wir, die vergänglichen Staubgeborenen in der ewigen Zeit! Und ob wir auch hundert Jahre leben und ob wir des Sterblichen höchstes Ziel auch erreichen, was sind hundert Jahre im Vergleich mit der Ewigkeit? Ein Stäubchen an der Wage, ein Sandkörnchen am Berge, ein Tropfen im Meere, ein Nichts! Und das kommt uns jetzt zum Bewußtsein, da wir zurückblicken auf ein Jahr unseres Lebens. Wir stellen diese kurze Spanne der Ewigkeit gegenüber, und es geht ein Schauer durch unsere Seele. Wir begreifen unsere Vergänglichkeit, wir werden demütig. Ich möchte den sehen, der nicht von scheuer Demut ergriffen wird, wenn solche Gedanken in ihm lebendig werden.

Das Bewußtsein unserer Vergänglichkeit macht uns demütig; und das Bewußtsein unserer Ohnmacht auch. Wann aber fühlen wir diese Ohnmacht schmerzlicher als in der Scheidestunde eines Jahres, in der alles an uns vorüberzieht, was uns das entschwundene Jahr gebracht hat. Ich will gar nicht einmal

von den Enttäuschungen sprechen, die wir in unserem Berufe erfahren haben, von den Mißerfolgen, die uns zuteil geworden, von dem Niedergang, den wir erleben mußten. Denn wenn auch Hunderte und Tausende ohne ihr Verschulden durch den Zwang der Verhältnisse in ihrem Erwerbsleben rückwärts gegangen sind, so könnte man doch mit Recht mir einwenden: unendlich viele sind gerade auf diesem Gebiete die Opfer ihrer eigenen Schuld, ihrer Arbeitsscheu und Bequemlichkeit, ihrer Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit, und das hat mit unserer Ohnmacht nichts zu tun.

Nein, wenn ich hier von den Vorgängen des entschwundenen Jahres spreche, die uns unsere Ohnmacht zum Bewußtsein bringen, dann denke ich an ein anderes, an die Schicksalsschläge, die uns getroffen, an die Schmerzen, die über uns gekommen sind, an die Leiden, die uns heimgesucht, an die Verluste, die wir erfahren haben und gegen die wir Menschen nichts vermögen. Hier erkrankte der Vater und dort der blühende Sohn, hier raubte der Tod den Ernährer der Familie, und dort weinen mutterlose Kinder um die Krone ihres Hauses. Hier zog das Siechtum ein in ein glückliches Heim, und dort verloren Eltern die Hoffnung ihres Lebens. Seht, m. A., dagegen sind wir machtlos. Und wenn der Reiche auch all seine Schätze opferte, und wenn der Mächtige auch all seinen Einfluß aufböte, sie können keinen Toten beleben, sie können keinen Entschlafenen zurückrufen, sie können nicht einmal ein langes Siechtum hemmen. Gegenüber den Schicksalsschlägen, die uns treffen, sind wir ohnmächtig; die müssen wir tragen.

Und ist es etwa nur so im Leben des Einzelmenschen, und nicht auch im Leben der Gesamtheit? Denkt an die erschütternden Vorgänge, die gerade im verflossenen Jahre unzählige Opfer gefordert haben! In furchtbaren Zuckungen erbebte die Erde, und blühende Städte verwandelten sich in öde Trümmerhaufen, und arbeitsfreudige Menschen wurden im Schutt begraben. Oder denkt an die Greuelszenen im fernen Osten, wo vertierte Menschen Tausende von Unschuldigen hinmorden und im wilden Wahnsinnstaumel selbst die hilflosen Greise und die unmündigen Kinder nicht

schonen! Wahrlich, wenn irgend etwas uns unsere Ohnmacht zum Bewußtsein bringt, dann ist es dieses tiefergreifende Trauerspiel, das auf der Bühne der Weltgeschichte sich abspielt. Wir sind die bangen Zeugen des endlosen Leides, und wir können doch nicht helfen.

So drängt sich all der Schmerz und all das Weh eines ganzen Jahres in die wenigen Augenblicke dieser Stunde zusammen. Die Bilder der Vergangenheit ziehen wie düstere Schatten an unserer Seele vorüber und predigen mit überwältigendem Ernste die Ohnmacht aller Menschenkraft. Wer sollte da nicht demütig werden, wenn die Erkenntnis unserer Schwäche so wuchtig uns ergreift! Demut — der niederbeugende Gedanke am Tage des Nachdenkens! Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und der Erdensohn, daß du nach ihm schauest!

Und doch ließest du ihn nur wenig hinter Gott zurückstehen, und mit Ehre und Hoheit umgabst du ihn. M. A.! Es hieße der Bedeutung dieser Stunde nicht gerecht werden, wollten wir nur auf die Schattenseiten unseres Daseins den Blick lenken. Das Leben bietet des Trüben zwar viel — und die Wunde brennt und das Leid schmerzt —, aber die Sonne bricht dennoch durch düsteres Gewölk, und die Nacht wandelt sich zum leuchtenden Tag. Neben die Demut tritt der Stolz, das Selbstgefühl des Menschen, der seine Würde begreift. Wir denken all der Erfolge, die die Menschheit im verflossenen Jahre errungen hat. Wir erinnern uns der neuen Triumphe, die die Wissenschaft gefeiert, der neuen Wahrheiten, die sie gefunden, der neuen Erkenntnis, die sie gebracht hat. Unsere Einsicht ist gewachsen, unsere Bildung wurde vertieft. Wir stehen auf einer höheren Stufe als vor Jahresfrist.

Und dann die Wunder der Baukunst, die der Menschengeist ersonnen, die kühnen Gedanken, die er gedacht, die stolzen Pläne, die er verwirklicht hat! Und endlich die Beherrschung der Natur, deren Kräfte er in seinen Dienst gestellt! Wieviel Großes und Gewaltiges hat er in selbstbewußter Überlegenheit geschaffen!

Und manches, was unseren Vätern als phantastischer Traum erschien, heute steht es vollendet vor unseren Blicken. Meint ihr nicht, daß uns das mit Stolz erfüllen darf? Mit freudigem Stolz ob der Kraft unseres Könnens?

Und doch, m. A., schöpften wir das Bewußtsein unserer Würde nur aus diesen Erfolgen des entschwundenen Jahres, wir müßten bald verstummen! Denn Geistesbildung und geniale Schaffenskraft machen den Menschen noch nicht zum Menschen. Erst muß zum denkenden Verstande das fühlende Herz sich gesellen, der strebende Geist muß ergänzt werden durch das sittliche Bewußtsein. Wie sieht es hier mit der Menschheit aus? Gewiß, zur Vollkommenheit konnten wir uns noch nicht durchringen. Wohin wir schauen, gewahren wir noch Härte und Lieblosigkeit genug. Und doch hieße es der Gegenwart Unrecht tun, wollten wir nicht dankbar anerkennen, daß vieles anders und besser geworden ist. Das Verständnis für die sozialen Aufgaben unserer Zeit ist auch im verflossenen Jahre in immer weitere Kreise gedrungen. Die Anerkennung der Menschenwürde in allem, was Menschenantlitz trägt, kann heute nicht mehr verneint werden. Die Besten und Edelsten unseres Volkes haben den Bann gebrochen. Wenn irgend etwas, dann darf uns dies mit freudigem Stolz erfüllen: die Menschheit hat sozialer denken gelernt. Die Menschheit ist vorwärts geschritten trotz aller Kämpfe und Stürme.

Die Menschheit! Wie aber sieht es mit dir aus, mit dir, dem Einzelmenschen? Bist auch du im entschwundenen Jahre zur Höhe emporgestiegen? Hast auch du im entschwundenen Jahre deinen inneren Menschen geläutert? Bist auch du edler und besser geworden? Das ist die ernste Frage, die diese Abendstunde an dich richtet. Und die Antwort? M. A.! Ich kenne euren Seelenzustand nicht, denn niemand schaut in das Innerste des anderen hinein. Aber das eine darf ich vielleicht aussprechen: soviel Irrtum und Fehl das verflossene Jahr auch gebracht hat, es weilt niemand in diesem Hause, der nicht von sich sagen dürfte: „Ich bin vorwärts geschritten!" Und wär's auch nur ein edler

Gedanke, der in eurem Geiste sich geregt, und wär's auch nur ein liebes Wort, das ihr gesprochen, und wär's auch nur ein Menschenherz, das ihr beglückt, ihr seid vorwärts geschritten! Freilich, das allein darf euch noch nicht stolz machen, aber es zeigt euch, was ihr könnt, wenn ihr wollt. Darin liegt der große Triumph der Menschennatur: wir können, wenn wir wollen! Wir sind willensfreie Geschöpfe. Der Leib ist vom Staube, aber der Geist kommt von Gott: wir tragen Gott in unserer Seele. Ich kann mir nichts denken, das so geeignet wäre, uns mit freudigem Stolz zu erfüllen, wie dieses eine Wort: wir können, wenn wir wollen; denn wir tragen Gott in unserer Seele.

O, m. A., nehmt dieses eine Bewußtsein mit ins neue Jahr hinein: wir können, wenn wir wollen! Wißt ihr, was das bedeutet? Ihr sollt das Böse überwinden! Mag Frevel drohen und Sünde locken, ihr tragt Gott in eurer Seele. So stehen wir an der Pforte eines neuen Jahres, demütig und doch stolz, demütig ob unserer Schwäche, stolz ob unserer gottentstammten Natur; und mit freudiger Zuversicht schauen wir den kommenden Tagen entgegen. An uns wird es liegen, ob wir stehenbleiben, ob wir weiterkommen. O, laßt uns vorwärtsschreiten, vorwärts zum Lichte, vorwärts zur Tugend, vorwärts zur Gottheit! Amen.

9.

Ideale.

Eine Neujahrspredigt.

I.

Hoffe auf Gott! Sei getrost und starken Mutes! Hoffe auf Gott!
Psalm 27, 14.

Meine andächtigen Zuhörer!

Rosch haschonoh! Wie viele wechselvolle Stimmungen ruft dieses Wort in unserer Seele wach! Rosch haschonoh! Ein altes Jahr ist von uns gegangen, ein neues erschließt uns seine Pforten. Wir schauen rückwärts in die Vergangenheit; wir blicken vorwärts in die Zukunft, und je nach den Erfahrungen, die das entschwundene Jahr uns gebracht hat, und je nach den Erwartungen, mit denen wir das neue Jahr empfangen, wogt es in unserer Seele auf und nieder, und schroffe Gegensätze werden in unserem Innern lebendig: Freude und Wehmut, Jubel und Schmerz, Hoffnung und Entsagung! Die Stimmungen unserer Seele spiegeln die Erfahrungen unseres Lebens wider. Und doch, m. A., bei allem Zwiespalt, der am Rosch haschonoh das Menschenherz erfüllt, bei all dem widerspruchsvollen Auf- und Niederwogen der Stimmungen unserer Seele — ein Grundton klingt in uns allen wider, ein Gefühl herrscht in uns allen vor: die Hoffnung! Ob wir vom Glücke begünstigt sind, ob wir zu den Kindern der Armut zählen, ob Freude uns zuteil geworden, ob Mißgeschick unser Los gewesen, am Rosch haschonoh flammt eins mit lebendiger Kraft in uns allen auf: die Hoffnung. Der Glückliche hofft: das alte Glück wird weiter bestehen;

der Unglückliche hofft: des neuen Jahres strahlende Sonne wird das düstere Gewölk endlich durchbrechen. Der Kranke hofft: die kommenden Tage werden Genesung bringen; der Gesunde hofft: des Körpers Kraft bleibt ungeschwächt erhalten. Der Reiche hofft: die Schätze meines Besitztums mehren sich; der Arme hofft: ich finde neue Wege, mein Los zu bessern. Hoffnung ist am Neujahrsfeste die Grundstimmung unserer Seele. Der Künstler hat sie dargestellt: eine leichtbeschwingte Frauengestalt, auf einer Kugel schwebend, den Blick sehnsüchtig in die Weite gerichtet. Und so schwebt sie auch uns voran, und so führt sie auch uns am Rosch haschonoh ins neue Land hinein — die Hoffnung. Drum gelte ihr am ersten Morgen des neuen Jahres unsere ernste Betrachtung.

Was bietet uns die Hoffnung?
Was fordert sie von uns?

Lasset mich heute den einen Gedanken erläutern: die Hoffnung bietet uns des Lebens Ideale, und morgen den anderen: die Hoffnung fordert von uns Persönlichkeiten, den Idealen zu dienen. Als Text stelle ich das Wort des Psalmisten voran: „Hoffe auf Gott! Sei getrost und starken Mutes! Hoffe auf Gott!"

Die Hoffnung bietet uns des Lebens Ideale, vor allem das eine große Ideal, das leuchtend vor unserer Seele steht, den Zweck unseres Daseins und das Ziel unseres Wirkens, den vollkommenen Sieg der Wahrheit und Sittlichkeit auf Erden. Was wir vom neuen Jahre auch erwarten, in welche Form wir unsere Wünsche auch kleiden mögen — in unserem persönlichen Schicksal und im Lauf der Welt soll das Gute triumphieren! Danach streben wir; dafür kämpfen wir. Das ist das große Ideal unseres Lebens: das Gute soll triumphieren!

Doch kann und wird das je geschehen? so fragen die Pessimisten. Wird je im Gange der Ereignisse das Niedere und

Gemeine schmachvoll erliegen und das Edle und Gute siegreich zur Höhe emporsteigen? Wir glauben es nicht, denn wohin wir schauen, sehen wir nur düstere Bilder: wilde Leidenschaften beherrschen die Menschen; die Großen und Mächtigen beugen das Recht; Grausamkeit und Blutdurst fordern unzählige Opfer; unwürdiges Strebertum macht sich breit, und niedrige Gesinnung feiert Triumphe. Was redet ihr da noch von euren Idealen! Es gibt auf Erden keine Ideale, und eure Sehnsucht bleibt ungestillt. M. A.! Kennt ihr dieser Rede ernsten Ton? Erklang dieses furchtbare Wort nicht auch schon eurem Ohre? Ja, habt ihr nicht selbst schon Stunden durchlebt, in denen auch über euch wie mit dämonischer Gewalt der Gedanke kam: es gibt im Leben keine Ideale! Laßt alle Hoffnung fahren! Wir wären besser nicht geboren!

Und doch, so überzeugend der Gedanke auch klingen mag, er ist falsch, denn er ist unnatürlich und grausam zugleich. Unnatürlich, denn er widerstreitet der Natur selbst. Alles, was die Natur hervorbringt, hat einen Daseinszweck: der Baum im Walde, die Blume im Garten, der Halm auf dem Felde, der Vogel in der Luft und das Felsgestein im Gebirge, alles dient seiner Bestimmung! Und der Mensch, die Krone der Schöpfung, das vollendetste Kunstwerk der Natur, sollte keinen Daseinszweck haben? Dann hätte ja die Natur selbst in ihrem Meisterwerke sich geschändet! Nein, nein, das kann nicht sein! Wir sind einmal geschaffen, und damit ist die Notwendigkeit unserer Lebensaufgabe begründet. Unsere Existenz beweist unsern Daseinszweck, denn sie legt uns die Pflicht auf, das Leben, das wir empfangen haben, zum Ziele der Vollendung emporzuführen. Ohne diesen Zweck hätte unser Leben keinen Wert, und die Natur hätte es nicht geschaffen, nicht schaffen können; denn die Natur schändet sich nicht selbst.

Wer das Gegenteil sagt, dessen Behauptung ist unnatürlich, unnatürlich und grausam. Oder ist es keine Grausamkeit, wenn man den Menschen fortwährend predigt: ihr lebt zwar, aber euer Leben ist ein Unglück, ein Fehlgriff der Natur? Raubt man

dadurch dem Staubgeborenen nicht allen Halt und alle Stütze? Und was bietet man ihm dafür? Nichts, gar nichts! Man macht ihn zum elendesten aller Wesen; man zwingt ihn, sich selbst zu verneinen. Man reicht ihm wie dem Verdurstenden einen Trunk Wasser, aber das Wasser, das erquicken sollte, ist vergiftet. Könnt ihr euch Grausameres denken?

Und was für eine Lüge spricht aus dieser Grausamkeit! Warum haben denn die Propheten des Pessimismus nicht den Mut, sich ihrer Weltanschauung zu opfern? Warum werfen sie denn das Leben nicht freiwillig fort, da sie seinen Zweck doch verneinen? Warum? Weil ihr natürlicher Trieb ihre Weltanschauung Lügen straft. Sie lieben das Leben; sie hängen an ihm mit allen Fasern ihres Herzens und können sich nicht von ihm trennen. Es ist bezeichnend, daß der größte pessimistische Denker unseres Vaterlandes beim Ausbruch einer ansteckenden Seuche den Ort seines Wirkens furchtsam verließ. Auch er liebte sein Leben, darum wollte er es retten; sein natürlicher Trieb war stärker als seine Weltanschauung.

Und auch in euch, in mir, in uns allen ist dieser Trieb lebendig. Er lebt so kraftvoll in unserer Seele, daß er sich immer wieder Bahn bricht. Seine siegreiche Macht ist die beste Widerlegung des Pessimismus. Und ich bekenne offen: wenn mich jemals Leid und Mißgeschick so darniederbeugen sollten, daß auch ich mich zum Sklaven des Pessimismus erniedrigen könnte, ich würde mit der ganzen sittlichen Kraft meiner Seele mich dagegen auflehnen und nicht eher rasten, als bis ich den Feind überwunden habe, denn ich fühle es mit siegreicher Gewißheit: wir alle lieben das Leben, und weil wir es lieben, darum müssen wir es bejahen. Indem wir es aber bejahen, erkennen wir seinen höheren Zweck an. Und was anders kann der Zweck des vernunftbegabten, willensfreien Menschen sein, als die Vernunft in den Dienst seines sittlichen Wollens zu stellen, um seinen gottentstammten Geist immer weiter zu bilden und höher zu entwickeln, damit er emporsteigt aus der Enge in die Weite und in seiner fortschreiten-

den Erkenntnis sich fühlen lernt als Hüter der Wahrheit, als Vorkämpfer des Rechtes, als Träger der Sittlichkeit auf Erden!

Wo gäb's ein Ideal, das diesem zu vergleichen wäre? Wo gäb's einen Daseinszweck, der diesen je erreichte? Freut euch, Israeliten, dieser beglückenden Erkenntnis! Sie dringt wie ein strahlendes Licht in euer banges Herz. Schaut hoffnungsfroh dem neuen Jahre entgegen! Wir sehen in leuchtender Ferne des Lebens höchstes Ideal: Vollkommenheit auf Erden. Und da wir nach ihm hinschauen, wird die Sehnsucht in uns lebendig, und das sittliche Kraftgefühl regt sich in unserer Seele. Wir wollen dem Ideale zustreben, denn wir wissen jetzt, warum wir sind: wir müssen das Leben lebenswert machen! Darum hoffe auf Gott! Sei getrost und starken Mutes! Hoffe auf Gott!

Freilich, so ganz werden wir das große Ideal nie erreichen, das die Hoffnung uns in verklärtem Glanze zeigt. Wir werden nie vollkommen auf Erden. Wohl müssen wir der Höhe zustreben, wohl mögen wir dem Ziele nahekommen; doch weiter läßt uns unsere irdische Natur nicht gelangen. Es bleibt immer ein Abstand zwischen uns und dem Ideal. Wär's anders, könnten wir das Ideal je verwirklichen, dann hörte es auf, Ideal zu sein. Wir müßten nach einem neuen Daseinszwecke suchen, oder wir wüßten nicht mehr, warum wir sind; denn ohne Lebensaufgabe könnten wir nicht bestehen. Darum hat die ewige Weisheit es wohl bedacht. Sie stellte in unerreichbare Höhe das leuchtende Ziel: Vollkommenheit auf Erden. Sein strahlender Glanz zeigt uns den Weg, sein helles Licht erleuchtet den Pfad. Nun Menschenkind, tu' deine Pflicht und strebe empor!

Der Gang zur Höhe aber vollzieht sich nur langsam, denn er ist mühselig und schwer. Kein Sterblicher geht ihn zu Ende. Ja, wir Menschen könnten ihn überhaupt nicht gehen, wenn nicht zahlreiche Stufen allmählich zur Höhe führten. Mit jedem neuen Schritte, den wir vorwärts tun, mehrt sich unsere Einsicht,

und mit jeder neuen Erkenntnis, die wir erringen, öffnet sich uns ein neuer Ausblick auf das leuchtende Ziel. Im Fortschreiten wachsen wir, und neues Licht trifft unser Auge. Je höher wir kommen, desto weiter wird unser Blick, und je klarer wir sehen, desto schärfer wird unser Urteil. Wir lernen manches verwerfen, was uns vordem als das Beste erschien. Frühere Anschauungen werden überwunden, und neue Anschauungen bilden sich; frühere Ideale schwinden dahin, und neue Ideale treten an ihre Stelle. Das eine große Ziel bleibt unwandelbar in ewiger Ferne, aber die Einzelziele, die stufenweise zur Höhe führen, wechseln. Sie entwickeln sich mit unserer eigenen Entwicklung; sie spiegeln den jeweiligen Zustand unseres Geistes wieder.

Nun wißt ihr, was ich sagen will: die Jugend sieht anders als das Alter, der reife Verstand anders als das unmündige Kind, die besonnene Erfahrung anders als der stürmische Jüngling. Jede einzelne Menschenstufe erstrebt zwar das Beste; sie haben alle das gleiche Ziel: Vollkommenheit auf Erden; aber jede einzelne sieht das Ziel mit anderen Blicken, denn in jeder einzelnen malt sich die Welt anders. Ist's nicht so, m. A? Lächelt ihr heute nicht über manches Ideal eurer Jugend? Habt ihr nicht heute manches als Irrtum erkannt, was euch einst zum Glücke des Lebens unentbehrlich schien? Ja, habt ihr nicht manches überwunden, das noch in reiferen Jahren als Ideal vor eurer Seele stand? Kein Mensch kann in dieser Beziehung für sich bürgen, ihr nicht und ich nicht, kein Mensch, der es ernst nimmt mit seiner Pflicht.

Oder sollte vielleicht jemand unter euch sein, der von sich sagen könnte: meine Ideale sind seit Jahren unwandelbar dieselben geblieben und werden noch nach Jahren unwandelbar dieselben sein? Welch ein Armutszeugnis wäre das für euren inneren Menschen! Denn es hieße nichts anderes als: unsere Erkenntnis bleibt stehen, wo sie stand; sie ändert sich nicht; sie nimmt nicht zu; sie gleicht dem versteinerten Gebilde aus entschwundenen Tagen. Selbstgefällige Toren mögen sich dessen rühmen, wir wissen, daß unsere Erkenntnis wächst und mit un-

serer wachsenden Erkenntnis unsere Ideale sich wandeln. Was dir vor Jahren als Frömmigkeit erschien, das verurteilst du vielleicht heute als geistlose Form; was du vor Jahren als Gottlosigkeit gefürchtet, das erkennst du vielleicht heute als Überwindung des Aberglaubens; was du vor Jahren als Wohltat geübt, das verwirfst du vielleicht heute als eine Wehetat für die Armen. Was dir vor Jahren als Charakterstärke galt, das verspottest du vielleicht heute als kindischen Eigensinn, und was dir vor Jahren als echte Tugend erglänzte, das erkennst du vielleicht heute als nichtigen Schein. Wir müssen manche Ideale preisgeben, weil das Leben sie grausam zerstört; aber wir finden dafür immer neue Ideale auf dem Wege zum Ziele.

Uns geht es wie dem Wanderer, der mühsam zur Höhe emporklimmt. Nur eine kurze Spanne noch, und er ist oben; nur wenige Augenblicke, und er steht am Ziele. Da mit einem Male, als er den vermeintlichen Gipfel erreicht, tut sich eine neue Welt vor ihm auf; neue Ausblicke öffnen sich ihm, neue Höhen ragen empor, neue Fernen erschliessen sich seinem Auge. Ein neues Ziel ersteht vor seinem Blicke, und er schreitet aufs neue voran, immer höher, immer weiter, dem neuen Ziele entgegen.

O, lasst auch uns die neuen Ziele begreifen! Wir dürfen des Lebens Ideale nicht verneinen. Was hinter uns liegt, ist überwunden; der Weg zur Höhe bringt neue Ideale. Und ob die Jahre auch entfliehen, und ob das Alter auch die Haare bleicht, wir wollen jung bleiben, jung im Herzen und jung im Geiste, damit uns die Kraft nicht versagt, den neuen Idealen zu dienen und durch sie emporzustreben zum Ziele der Vollendung. Wer kein Ideal mehr hat, der hat sein Leben verwirkt. Von diesem Gedanken erfüllt, von diesem Bewusstsein getragen treten wir ins neue Jahr. Wir sind getrost und starken Mutes; wir hoffen auf Gott, und mit ihm und durch ihn schreiten wir vorwärts und steigen wir empor von der Erde zum Himmel, von der Vergänglichkeit zur Ewigkeit. Amen.

10.

Persönlichkeit.

Eine Neujahrspredigt.

II.

Hoffe auf Gott! Sei getrost und starken Mutes! Hoffe auf Gott!
Psalm 27, 14.

Meine andächtigen Zuhörer!

Die Hoffnung bietet uns des Lebens Ideale! Das war der Gedanke, den ich am gestrigen Tage vor euch entwickelt habe, und mancher ist dadurch vielleicht in seinem Glauben gefestigt worden: gottlob! es gibt noch ideale Ziele; wir Menschen haben einen Daseinszweck; wir wissen, warum wir sind! Aber mit diesem Bewußtsein allein ist's nicht genug. Die bloße Erkenntnis unserer Bestimmung macht unser Leben noch nicht lebenswert. Wer nur ideal gesinnt ist und nicht ideal wirkt, dessen innerer Reichtum ist ein toter Schatz, der ungenutzt im Verborgenen ruht. Darum bedürfen wir vor allem der Charaktere, die den Idealen dienen und für sie kämpfen. Was uns not tut, das sind Persönlichkeiten. Ohne Persönlichkeiten kein Streben! Ohne Persönlichkeiten keine Entwicklung! Ohne Persönlichkeiten kein Emporsteigen zur Höhe!

Darüber will ich heute zu euch sprechen. Persönlichkeit — das Thema unserer Betrachtung.

Meine Andächtigen! Wer möchte nicht gern eine Persönlichkeit sein! Was tun die Menschen nicht, um vor der Welt als Persönlichkeiten zu gelten! Viele aber machen es sich gar zu

leicht. Sie glauben, sie sind schon Persönlichkeiten, wenn sie sich auf Tugend und Verdienst derer berufen, die ihnen verwandtschaftlich nahe stehen. Es gibt Menschen, die allen Ernstes nur um ihrer Familie willen Beachtung für sich fordern. Eigenes Verdienst haben sie nicht, und besonderer Gaben können sie sich nicht rühmen; aber sie verlangen, daß die Welt sie um ihrer Familie willen schätzt. Gewiß, m. A., eine gute Familie ist eine treffliche Mitgabe. Sie öffnet dem, der ihrer sich rühmen darf, die Häuser und die Herzen. Denn man schließt nicht mit Unrecht: wer aus einem Hause kommt, in dem alles auf einen edlen Ton gestimmt ist und edle Sitte das Szepter führt, der bringt bei seinem Eintritt in die Welt etwas mit, das tausend anderen fehlt: den reinen Geist des Elternhauses. Er hat bei gleichen Anlagen und Fähigkeiten viel vor dem voraus, der sich erst mühsam aus Niedrigkeit und Tiefe emporarbeiten muß. Das haben auch unsere Alten gewußt; darum sprechen sie soviel von dem S'chus owaus, dem Verdienst der Väter, das sich wie ein unerschöpflicher Segensquell auf Kinder und Kindeskinder ergießt. Und doch, m. A., wer sich nur auf seine gute Familie berufen kann, wenn er Beachtung für sich fordert, wer nichts anderes für sich in die Wagschale zu legen vermag als das S'chus owaus, der ist keine Persönlichkeit.

Persönlichkeiten sind stark in sich selbst, sie schmücken sich nicht mit fremdem Verdienst. Es liegt darum eine ergreifende Lebenswahrheit in dem Ausspruch unserer Alten: „Achtet auf die Kinder der Armen, denn von ihnen gehen die Leuchten der Welt aus". Persönlichkeiten sind nicht an bestimmte Familien gebunden.

Aber auch nicht an ein bestimmtes Bekenntnis! Wohl kann der religiöse Glaube, wenn er der Ausdruck echter Herzensfrömmigkeit ist, Persönlichkeiten bilden, aber er ist nicht die unerläßliche Vorbedingung, von der das Werden der Charaktere abhängt. Die Treue im Bekenntnis schafft noch keine Persönlichkeiten. Ich glaube, es stände besser um Wahrheit und Gerechtigkeit in unserem Vaterlande, wenn dieser Gedanke mehr beherzigt

würde. Dann könnte es nicht mehr geschehen, daß Hunderte und Tausende von Bekennern der Tochterreligion den Juden den Charakter sittlicher Persönlichkeiten absprechen, sich selbst aber ohne weiteres für Persönlichkeiten halten, nur weil sie in jenem Bekenntnis geboren sind. Eine solche Auffassung ist unsittlich; denn der Zufall der Geburt bedingt nicht den Adel der Gesinnung. Wer aus der bloßen Tatsache, daß er in ein bestimmtes Bekenntnis hineingeboren wurde, das Recht der Persönlichkeit für sich ableitet, der ist wie ein unreifes Kind, das bei seinen Spielgenossen mit dem Reichtum seiner Eltern prahlt.

Auch wir Juden haben alle Ursache, uns vor diesem Fehler zu wahren. Oder meint ihr, der Tadel, der die anderen trifft, fände auf uns gar keine Anwendung? Vielleicht sind auch in unserer Mitte Charaktere, die sich schon für Persönlichkeiten halten, weil sie Juden sind, und die sich gegenüber den Andersgläubigen ohne weiteres als Lehrer des ethischen Monotheismus fühlen, nur weil sie zum Judentum sich bekennen. Gewiß dürfen wir auf unser Judentum stolz sein und mit hoher Freude auf unsere Propheten hinweisen, denn sie sind die Schöpfer und Träger der reinsten religiösen Weltanschauung. Aber wer sich auf die Propheten beruft, ist deshalb noch nicht selbst Prophet. Hier gilt doch wohl das Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ Willst du Persönlichkeit im Sinne unserer Propheten sein, dann mußt du erst beweisen, daß ihre Ideen dein geistiges Eigentum geworden sind, und daß du sie im Leben betätigst. Nicht der Jude als solcher ist zum Lehrer des ethischen Monotheismus berufen, sondern nur der Jude, der prophetisch denkt und prophetisch wirkt, und nicht der Jude allein, sondern jeder Mensch, der eine sittliche Persönlichkeit ist. „Die Frommen aller Völker haben Anteil an der künftigen Welt“, so urteilten unsere Weisen (Sanhedrin 105). Persönlichkeiten werden nicht in einem bestimmten Glauben geboren.

Aber auch die Zugehörigkeit zur Gesellschaft ist nicht die Voraussetzung der Persönlichkeit. Gesellschaft ist das Zauberwort, das Tausende in seinen Bann zwingt. Jeder will gern

zur Gesellschaft gerechnet werden. Warum? Weil es seiner Eitelkeit schmeichelt, in den Kreis aufgenommen zu sein, der sich selbst für den auserwählten hält. Viele Menschen glauben dadurch an persönlichem Werte zu gewinnen. Sie halten sich schon für Persönlichkeiten, wenn die Gesellschaft sie duldet, und sie bekunden diese Scheinwürde durch törichten Hochmut.

Kann aber wirklich die Gesellschaft beachtenswerte Persönlichkeiten schaffen? Ich glaube nicht. Gewiß ist's ein köstliches Ding um geselligen Verkehr! Der Ernst des Lebens wird gemildert, wenn wir in traulicher Aussprache im Freundeskreise uns gegenseitig Anregung und Erholung spenden, und so aufgefaßt bedeutet Geselligkeit ein wertvolles Gut. Geselligkeit, aber nicht Gesellschaft! Die Geselligkeit führt gleichgestimmte Seelen zusammen und fördert Persönlichkeiten; die Gesellschaft aber bildet sich nach rein äußerlichen, zufälligen Gesichtspunkten und muß deshalb in dem, was sie bietet, immer oberflächlich und äußerlich bleiben. Sie mag euch unterhalten, ergötzen, aber geistige Nahrung bietet sie nicht. Darum schafft sie auch keine Persönlichkeiten; und wer kein anderes Verdienst für sich hat als seine Zugehörigkeit zur Gesellschaft, der mag ein gewandter Mensch sein, aber er gehört nie zu den Charakteren, die man Persönlichkeiten nennt und die den idealen Interessen der Menschheit dienen.

Persönlichkeiten wachsen aus sich selbst heraus. Damit ist ihr innerstes Wesen gezeichnet. Weder die Familie noch die Gesellschaft, noch das religiöse Bekenntnis können die Würde der Persönlichkeit verleihen; Persönlichkeiten werden; sie entwickeln sich in ernstem Ringen aus eigener Kraft. Sie sind an keinen Stand, an keine Menschenklasse gebunden; ihr findet sie überall, im Kreise schlichter Arbeiter wie bei denen, die über Tausende und Millionen gebieten. Denn was ist eine Persönlichkeit? Ein Mensch, der den Gott in sich zum Herrn gemacht hat über die niederen Triebe, die in ihm lauern, ein Mensch, der mit sich selbst gekämpft und der sich selbst bezwungen hat, ein Mensch, der dem Irdischen sein Recht zugesteht, aber das

Himmlische darüber nicht vergißt, ein Mensch, der für das Materielle sorgt, doch auch den Idealen der Menschheit dient.

Und was die Persönlichkeit vor allem auszeichnet, was ihr ihre unvergleichliche Würde verleiht, das ist ihr sittlicher Ernst, ihr reines Wollen, das Bewußtsein ihrer hohen Verantwortlichkeit. Nicht als ob so geartete Charaktere niemals irrten und fehlten, nicht als ob sie nie mit einer Schuld ihre Seele belasteten! O nein! Es gibt keine vollkommenen Menschen auf Erden. Das Leben bietet solche Mustermenschen nicht. Kein Sterblicher ist sündenfrei, denn kein Sterblicher kann sich seiner irdischen Natur ganz entziehen. Aber selbst dort, wo die Persönlichkeit irrt und fehlt — das eine bleibt bei ihr unantastbar und über jeden Zweifel erhaben: ihr sittlicher Ernst, ihr reines Wollen, das Bewußtsein ihrer hohen Verantwortlichkeit. Und daraus schöpft sie die Kraft, sich immer wieder emporzuringen, wenn sie im Leben strauchelt.

Wißt ihr, was solchen Persönlichkeiten ihren unverwüstlichen Lebensmut verleiht? Sie glauben an der Menschheit Ideale; sie glauben, daß dem Niedergang ein Aufsteigen folgt, sie glauben, daß wir Flügel haben, die uns zur Höhe tragen. O, dieser Glaube ist stark, riesenstark, denn er hat alle Kulturwerte der Menschheit geschaffen. Man mag ihn niederbeugen und quälen, man mag ihn knechten und verfolgen, aber verneinen, aufheben kann man ihn nicht, oder es sei denn, daß man die vieltausendjährige Kulturgeschichte der Menschheit aufhebt und verneint. Ohne diesen Glauben gibt es überhaupt keine Persönlichkeit, hat es nie Persönlichkeiten gegeben. Dieser Glaube verleiht seinen Trägern Selbstbewußtsein und Bescheidenheit zugleich, Selbstbewußtsein, wenn es der Idee gilt, Bescheidenheit, wenn es sich um die eigene Person handelt! Für die Idee alles, für die eigene Person nichts. Das ist der unausgesprochene Grundsatz aller Persönlichkeiten, und daraus begreifen wir die Kraft ihres Wirkens. Sie rühmen sich nicht ihres Schaffens; sie pochen nicht auf ihre Erfolge; ihre Lebensarbeit spricht für sich selbst und umgibt sie mit ungewollter Würde. Wer in ihrer Nähe weilt,

verspürt ihres Wesens Art. Indem sie sind, erwecken sie auch andere zu kraftvollem Sein. Und darin ruht ihr größter Segen: ihr Beispiel wirkt vorbildlich. O laßt auch uns bemüht sein, Persönlichkeiten zu werden! Wohl verlangt ein solches Streben viel Ausdauer und Selbstzucht, wohl fordert es eure beste Kraft, aber es bietet euch auch den höchsten Lohn, den Lohn der Persönlichkeit.

M. A.! Man sagt nicht mit Unrecht: kein Mensch auf Erden ist unersetzlich. Wo auch der Tod sein Opfer fordert, die Lücke wird ausgefüllt; es schließt sich der Kreis; das Leben geht seinen Gang weiter. Das mag schmerzlich sein, aber es ist wahr: kein Mensch auf Erden ist unersetzlich. Und doch darf ich vielleicht hinzufügen: ein Unterschied besteht, wenn Menschen von uns scheiden. Wer nur ein Arbeiter in seinem Berufe war, ein Tagelöhner in seinem Schaffen, ob hoch, ob niedrig, er wird vergessen; aber wer sich als Persönlichkeit erwiesen hat, der lebt fort. Und ob auch die Lücke ausgefüllt wird und der Kreis sich schließt, die heimgegangene Persönlichkeit fehlt, fehlt allen, die sie kannten. Darum lebet so, daß auch von jedem unter euch bei seinem Scheiden gerühmt werden kann: er war eine Persönlichkeit!

Glaubet, ohne zu verzagen! Schaffet, ohne zu ermüden! Strebet, ohne zu verzweifeln! Kämpfet, ohne zu erliegen! Mit diesem Vorsatz geht ins neue Jahr hinein, und leuchtend erstrahlt die Hoffnung am Firmament eures Daseins. Ihr seid getrost und starken Mutes; ihr hoffet auf Gott; und mit ihm und durch ihn schreitet ihr vorwärts und steigt ihr empor von der Erde zum Himmel, von der Vergänglichkeit zur Ewigkeit. Amen.

11.

Mitschuld.

Am Vorabend des Versöhnungstages.

> **Wenn du gerecht bist, was gibst du Gott damit, oder was empfängt er aus deiner Hand? Nur deinesgleichen trifft deine Sünde, nur den Menschensohn dein Rechttun.**
>
> **Hiob 35, 1. 2.**

Meine andächtigen Zuhörer!

Heiliger, weihevoller Ernst zittert am Versöhnungstag durch unsere Seele. Warum? Der Jom hakippurim bringt uns doch das höchste Gut des sittlich freien Menschen: die Versöhnung mit unserer gottentstammten Natur. Müßte uns das nicht mit stolzer Freude erfüllen? Müßte das nicht das edelste Selbstgefühl in uns wachrufen? Und dennoch nur Ernst, heiliger, weihevoller Ernst!

Der Jom hakippurim bietet uns allerdings Versöhnung, aber er weckt noch ein anderes in unserer Seele: das Bewußtsein unserer Schuld. Er zeigt uns neben der Höhe, die wir erreichen können, den Abgrund, der so vielen droht: die ungesühnte Schuld. Das stimmt uns ernst. Und diese Stimmung wirkt um so nachhaltiger auf unsere Seele, je enger wir mit unseren Mitmenschen verbunden sind, und je mehr das, was wir tun, in das Schicksal der anderen eingreift. Das Bewußtsein der Schuld erweitert sich dann zum Gefühl der Mitschuld, der Mitschuld an dem, was die anderen trifft und den Inhalt ihres Lebens zum Trüben wandelt.

Meine Andächtigen! Was wir an uns selbst verschulden, das müssen wir mit uns allein abmachen, mit dem Gott, der

in uns lebt; was wir aber an anderen verschulden, an denen, die neben uns stehen und im ernsten Kampf ums Dasein ringen, dafür sind wir der Welt verantwortlich. Darum lastet das Gefühl der Mitschuld am schwersten auf unserer Seele, darum stimmt es uns so ernst.

Und dem Ernste dieser Stimmung angemessen, laßt mich heute über Mitschuld zu euch sprechen. Das ist ein Thema, wie es uns am Jom hakippurim ziemt: Mitschuld. Als Text vernehmet dazu das Wort, das wir im Buche Hiob lesen: „Wenn du gerecht bist, was gibst du Gott damit, oder was empfängt er aus deiner Hand? Nur deinesgleichen trifft deine Sünde, nur den Menschensohn dein Rechttun."

M. A.! Gibt es eine Mitschuld? Nein, sagt der leichtfertige Genußmensch, der gedankenlos nur seiner Sinnenlust fröhnt und kein Auge hat für die Leiden der Welt. Nein, sagt der stolze Selbstgerechte, der sich rein glaubt von Sünde und Fehl und nur die Schwächen der anderen sieht. Nein, sagt der denkträge Alltagsmensch, der sich nicht gern aufscheuchen läßt aus seiner bequemen Ruhe.

Gibt es eine Mitschuld? Ja, sagt der Mann der ernsten Arbeit, der im Leben steht und gemeinsam mit den anderen wirkt. Ja, sagt der aufwärtsstrebende Staubgeborene, der seine Schwäche kennt und sich nicht besser weiß als die, die neben ihm stehen. Ja, sagt der denkende Geist, der mit klarem Blick in die Welt hineinschaut und die vielen Fäden sieht, die der Menschen Schicksale miteinander verbinden. Ja, sagen auch wir, die wir im Bewußtsein unserer hohen Verantwortlichkeit heute vor unserem Gotte stehen. Es gibt eine Mitschuld!

Ich stelle die großen und kleinen Kreise der menschlichen Gesellschaft vor eure Seele. Ihr Schaffen und Streben zieht an euch vorüber, und ihr selbst werdet die Antwort finden: es gibt eine Mitschuld!

Wir blicken hinein in das Heiligtum der Familie. Wir sehen auf den engsten Bund, den Menschen schließen, den engsten und innigsten, den Bund, der Gatte und Gattin eint. Gibt es hier eine Mitschuld, wenn Leid und Weh die Herzen quält? Ich denke dabei nicht an das unfreundliche Wort, das im Sorgen und Mühen des Alltagslebens so leicht einmal fällt, ich denke nicht an die flüchtige Verstimmung, die wie eine vorübereilende Wolke die Sonne auf Augenblicke verhüllt. Das wird so bleiben, solange Menschen zusammenleben. Darüber sprechen, hieße die Würde dieser Stunde entweihen. Nein, m. A., wenn ich von Mitschuld rede, dann denke ich an den Frosthauch der Entfremdung, der wie eisige Luft durch viele Häuser geht und die Herzen erkältet und das ganze Leben erstarren läßt. Ich denke an das Gefühl des Fremdseins, mit dem sich Gatte und Gattin gegenüberstehen. Solche Ehen können nach außen glücklich erscheinen, sehr glücklich, denn die Gatten leben still nebeneinander. Nebeneinander, aber nicht miteinander; nebeneinander, aber nicht füreinander! Sie sind äußerlich verbunden, doch nicht innerlich geeint. Sie leben zwei Leben! Jeder hat seinen Beruf, der Mann in der Welt, die Frau im Haus; jeder tut seine Pflicht, und doch fehlt ihnen das Höchste: das geistige Gemeinschaftsleben, das über ihren engen Beruf hinaus in innigster Harmonie sie verbinden sollte. Sie leben zwei Leben!

Wohl mögen manche unter euch denken: das muß so sein! Der Mann gehört in die Welt und die Frau gehört in das Haus, und damit ist ihr Arbeitskreis umschrieben. Aber ich fürchte, die so sprechen, tragen eine schwere Mitschuld an des Hauses Leid, denn sie verkennen das Wesen der Menschennatur. Über Welt und Haus gibt es noch ein Höheres, das uns allen gemeinsam ist: das Göttliche im Menschen. Und wo zwei Menschen sich verbinden, da muß aus jedem von ihnen das Göttliche herausstreben dem anderen entgegen. Mann und Weib müssen ein Leben leben!

Wir bedürfen dieser inneren Einheit. Ohne sie gibt es kein Glück, und, was noch mehr sagen will, ohne sie drückt uns

das Unglück doppelt schwer. Das ist gewiß: Menschen, die zusammengehören, können das Herbe und Trübe, das sie erfahren, nur dann mit Würde tragen, wenn sie geistig eins sind, eins in ihrer inneren Welt, wenn jeder weiß, was er an dem anderen hat, was er dem anderen ist: seine Stütze, sein Mitarbeiter, sein Freund, sein alles. So soll's in jeder Ehe sein. Wo es anders ist, da lastet auf jedem einzelnen eine Mitschuld. Sie ist nicht leicht zu tragen.

Schwerer aber und unerträglicher noch wird sie dort, wo sie das Schicksal der Kinder berührt, wo sie der Kinder Schicksal bestimmt. Die Erziehung im Elternhause legt den Grund zum Charakter des Menschen. Manches andere spricht freilich noch mit: Begabung und Umgang, Einwirkung von Freunden und natürliche Anlage. Aber des Elternhauses Einfluß geht am tiefsten, und das macht der Eltern Verantwortlichkeit so groß. Nicht als ob Vater und Mutter immer die Schuld träfe, wenn ein ungeratenes Kind ihnen Leid und Herzweh bereitet! O nein, es gibt Fälle genug, in denen die Macht der Verhältnisse stärker ist als das redlichste Wollen von Vater und Mutter, Fälle in denen man sich bescheiden muß: es konnte nicht anders kommen! Aber es gibt auch Fälle, in denen das furchtbare Bewußtsein erdrückend auf den Eltern lastet: wir haben unseres Kindes Schicksal mitverschuldet!

Meine Andächtigen! Ich kannte einen Vater, der hatte einen mißratenen Sohn. Und als dem Vater die Kunde gebracht wurde: dein Sohn hat deinen Namen geschändet, da sprach er kalt das harte Wort: ich habe keinen Sohn mehr! Und er glaubte damit aller Verantwortung ledig zu sein. Ich aber wußte: er hatte selbst sein Kind auf dem Gewissen, er selbst durch die eiserne Strenge, mit der er es erzogen. Es gibt viele Eltern, die ihre Kinder so erziehen, eins wie das andere, ohne Unterschied, entweder mit harter Strenge oder mit sträflicher Nachsicht, und sie denken nicht an die Eigenart jedes einzelnen. Kinder sind wie die Blumen. So viele ihrer auch sein mögen in Feld und Flur, keine ist der anderen ganz gleich; jede hat ihre Eigenart in Farbe und Form.

Wollt ihr eure Kinder erziehen, dann müßt ihr die Eigenart ihrer Seele verstehen, ihr müßt in ihrer Seele lesen. Es ist wahrhaftig nicht schwer. Denn des Kindes Seele ist wie ein aufgeschlagenes Buch; sie gibt sich, wie sie ist. Und was ihr darin gelesen habt, das muß dann der Maßstab sein für euer Erziehungswerk, bei jedem Kind nach seiner Eigenart. Gilt euch aber die eingebildete Würde unbeugsamer Strenge oder die sträfliche Leichtfertigkeit nachgiebiger Schwäche mehr als der unendliche Wert jeder einzelnen Menschenseele, ich fürchte, die Seelen eurer Kinder verkümmern, — und wenn sie dann ins Leben kommen — verkümmerte Seelen gehen unter, oder sie ranken sich hilflos an anderen empor und sind fremdem Einfluß willenlos preisgegeben. Ihr aber trüget die Mitschuld an dem Untergang eurer Kinder. Könntet ihr das tragen?

Mitschuld! Meine Andächtigen! Der Kreis erweitert sich. Wir treten hinaus ins öffentliche Leben. Viel Edles und Gutes schaut dort unser Auge, aber auch viel Ernstes und Düsteres trübt dort unseren Blick. Neben den Palästen des Reichtums stehen die Hütten der Armut; neben der schlichten Tugend wohnt das aufdringliche Laster; neben der hohen Gesinnung findet ihr kalte Selbstsucht. Sind wir für diese Schäden der Gesellschaft mitverantwortlich? Tragen wir die Mitschuld an ihrem Bestehen? Es gibt Menschen, die diese Frage schroff verneinen. Sie weisen jede Mitschuld weit zurück. „Wenn dieser oder jener untergeht, was können wir dafür?“ „Wenn dieser oder jener strauchelt und fällt, warum achtet er nicht besser auf seinen Weg?“ „Wenn Roheit und Niedrigkeit sich weiter vordrängen, warum greift der Staat mit seiner Macht nicht ein?“ Mir scheint, m. A., in solcher Rede offenbart sich viel selbstgerechter Hochmut und viel Herzlosigkeit. Selbstgerechter Hochmut! Denn die so sprechen, verbinden mit ihren Worten immer den unausgesprochenen Gedanken: wir sind tadellos und korrekt; wir sind frei von Unrecht und Schuld; wir sind die Stützen der Ordnung! Und sie übersehen dabei, daß sie unter ganz anderen Verhältnissen erzogen wurden, in ganz anderen Verhältnissen

leben und wirken. Wer weiß, wie es um sie aussähe, wenn das Schicksal sie an einen niederen Platz gestellt hätte! Und wieviel Herzlosigkeit spricht aus ihrer Gesinnung; denn sie denken gar nicht daran, daß jeder einzelne Mensch, der untergeht, eine verlorene Menschenseele ist. Mit solchen Anschauungen kann man die Mitschuld an den Schäden der Gesellschaft nicht widerlegen.

Es gibt eine Mitschuld, m. A.! Indem ich das ausspreche, denke ich an das Wort, das mir ein ernster, nichtjüdischer Seelsorger einmal gesagt hat: „Wenn ich aus den Hütten der Armen und Elenden komme, dann fühle ich mich so klein, denn dann trage ich in mir das Schuldbewußtsein der Gesellschaft. In jedem Armen und Gequälten sehe ich ein lebendiges Gewissen, das uns an unsere Pflicht mahnt.“ — Ein ernstes Wort, ein wahres Wort: wir tragen die Mitschuld an den Schäden der Gesamtheit! Wir alle; nicht wir, die einzelnen, du oder ich, wir alle, die Glieder der Gesellschaft. Denn was in der Zeit besteht, ist in der Zeit geworden, und wir, die Kinder der Zeit, haben es mitgestalten helfen. Ich glaube, wenn wir so denken, wird manches anders werden. Wir spüren dann den Ursachen nach, die die Verhältnisse geschaffen, wir suchen die Umgebung zu begreifen, in der die Elenden und Enterbten leben. Wir gewöhnen uns, zu sehen wie der Dichter sieht. Der Dichter sieht die Dinge mit dem Herzen, mit der Seele; so werden auch wir dann die Menschen sehen mit dem Herzen, mit der Seele, mit dem Auge der Liebe. Nicht als ob damit aller Not und allem Leid gesteuert würde! Nicht als ob damit alle Mitschuld ausgetilgt wäre! Nein, m. A., ein so tiefes und großes Problem wird so leicht nicht gelöst. Aber wir werden dann milder urteilen und verständnisvolle Teilnahme gewinnen für das Los der Gedrückten. Und wo Teilnahme ist, da ist ein gutes Herz, und wo ein gutes Herz ist, da bereitet sich die beglückende Tat vor. Ob der einzelne allein auch nur wenig vermag, wenn wir nur anspruchsloser werden in unseren Forderungen an das Leben, wenn wir nur reger werden in unserem Interesse für die Armen,

und wenn wir nur denen unsere Unterstützung leihen, die mit klarem Blick und in edler Gesinnung der Not und dem Elend zu steuern suchen — wir haben unendlich viel dadurch gewonnen: unsere Mitschuld an dem Leid der Enterbten wird gemildert.

So möge denn das Wort, das ich zu euch gesprochen habe, fortklingen in eurer Seele! Es soll euch zum Nachdenken anregen, es soll die Oberflächlichkeit bekämpfen, die herzlos spricht: ich habe keine Mitschuld an den Schäden der Gesellschaft. Es soll das Bewußtsein in uns lebendig erhalten, daß auch in dem Ärmsten der göttliche Funke ruht, daß auch in dem Niedrigsten schlummert das Abbild des einzigen, ewigen Gottes. Amen.

12.

Buße.

Am Vorabend des Versöhnungstages.

> Schaffe mir, Gott, ein reines Herz, und bringe in mich einen neuen, festen Geist!
>
> Ps. 51, 12.

Meine andächtigen Zuhörer!

Wir feiern heute Bußtag: Jom hakippurim. Fast klingt es widersinnig, wenn wir also sprechen. Denn Buße ist ein inneres Ereignis, ist ein Erlebnis der Seele, und Seelenerlebnisse lassen sich nicht im voraus schon auf Tag und Stunde bestimmen. So wenig ich heute sagen kann: morgen um diese Zeit will ich den Frieden meines Herzens mir erringen; morgen um diese Zeit will ich die Liebe zur Menschheit in mir vertiefen, so wenig kann ich vorher wissen, wann echte Buße in mir leben wird. Jeder Tag, jede Stunde kann meiner Seele eine Bußstimmung bringen so groß und so wahr, wie kein Jom hakippurim sie reiner bietet. Ein einziger Vorgang meines inneren Lebens kann einen anderen Menschen aus mir machen, auch wenn nicht Bußtag ist. Buße ist an keine Zeit gebunden.

Und doch, unsere Alten wußten, was der Natur des Staubgeborenen not tut; sie wußten, daß Tausende und Millionen nie Bußtag halten, wenn nicht die Religion den Tag bestimmt. Die tiefen Naturen läutern sich von selbst. Die anderen bedürfen des Bußtages, wenn sie nicht innerlich verkümmern sollen. So aufgefaßt hat der Jom hakippurim eine hohe erziehliche Bedeutung: er mahnt die Äußerlichen an ihre innere Pflicht. Und die Tradition

hat ihn geheiligt. Jom hakippurim ist eine Macht geworden. Dem Ernst der Stunde und der Weihe des Ortes kann sich kein Mensch entziehen; wir feiern heute Bußstimmung in unserer Seele.

Aus dieser Stimmung heraus laßt mich über die Buße zu euch sprechen. Buße sei das Thema dieser Stunde. Als Text vernehmet dazu das Wort: „Schaffe mir, Gott, ein reines Herz und bringe in mich einen neuen, festen Geist!"

Meine Andächtigen! Die bedeutsamste Voraussetzung der Buße ist das Verantwortlichkeitsgefühl in des Menschen Brust. Wo dieses Gefühl sich regt, da ist die Buße von selbst gegeben, und wo es fehlt, da kommt sie nie. Hört ihr's? Wir sind vor Gott und Menschen für unser Tun verantwortlich! Auf diesem Boden erwächst die Buße.

Ich weiß, nicht alle lassen diese Meinung gelten. Es waren ernste Männer der Wissenschaft, die schon vor Jahrzehnten es ausgesprochen haben: kein Staubgeborener kann verantwortlich gemacht werden für die Irrungen seiner Seele; denn alle Frevel und Sünden entspringen einem kranken Denken. Nicht in der engen Kerkerzelle soll der Verbrecher büßen; den Kranken gebe man zu den Kranken. Die, die so sprachen, meinten es gut; aus Menschenliebe wollten sie den Nichtswürdigen zum Unglücklichen machen, und sie übersahen, welche furchtbare sittliche Gefahr sie dadurch über die Menschheit brachten; sie raubten gerade den schwachen Naturen ihren Halt und ihre Stütze. Denkt nur, welch süßes, berauschendes Gift für den Sünder! Er weiß, er hört: du mußt freveln; du kannst nicht anders; dein ganzer Organismus treibt dich zum Laster; du bist nicht verantwortlich für dein Tun! So taumelt er ins Verderben, in seinen Augen ein Märtyrer seiner Natur.

M. A.! Wäre diese Meinung wirklich richtig, ich wünschte nicht zu leben. Denn alle Kultur wäre dann Wahnwitz, und aller Forschritt Illusion. Toren und Narren wären die Männer gewesen, die im Dienste der Wahrheit ihr Leben geopfert, und die Bannerträger der Sittlichkeit müßten beschämt ihre Banner

senken. Was redet ihr noch vom Göttlichen im Menschen? Der Gottentstammte wird zum Tier. — Doch nein, soweit sind wir gottlob! noch nicht gekommen. Sie sind recht still geworden, die uns das gelehrt. Sie fühlen selber ihres Wortes Schwäche, und sie ahnen: es gibt eine Verantwortlichkeit!

Ihr gebt das zu, m. A., nur wollt ihr es eingeschränkt wissen: „Wohl trägt jeder Staubgeborene eine gewisse Verantwortlichkeit für das, was er tut; wohl steht es mit Flammenschrift in der Seele jedes Menschen: gedenke deiner göttlichen Natur! Doch können wir es leugnen, daß auch äußere Umstände die Sünde groß werden lassen, daß oft genug auch die Macht der Verhältnisse, gegen die wir nichts vermögen, zum Frevel treibt? Armut und Reichtum, Erziehung und Umgang, Beispiel und Vorbild, sie alle wirken auf uns ein; sie magst du schmähen, wenn wir fehlen." Ich könnte darauf sagen: „Redet ihr auch also, wenn ihr Tugend übt? Meint ihr dann auch, den äußeren Verhältnissen gebühre der Lohn für eure Tat?" Doch nein, damit will ich euren Einwand nicht bekämpfen. Ich gebe zu: der Arme, den die bittre Not quält, hat es viel schwerer, rechtlich zu bleiben, als der Reiche, der im Überfluß schwelgt; und der Jüngling, der in leichtfertiger Umgebung groß geworden ist, muß draußen den Lockungen der Welt viel mehr Widerstand bieten als der, den eine hochgesinnte Mutter erzogen hat. Es wäre herzlos und unvernünftig, wollte man beide mit demselben Maßstab messen. Aber was ist damit bewiesen? Etwa, daß trübe Verhältnisse die Verantwortung aufheben, daß die Ungunst des Lebens die Verantwortung herabmindert? O nein! Wohl mag die Welt milder urteilen, wenn sie diesen und jenen unter dem Einfluß widriger Umstände straucheln sieht, aber der Gefallene wird dadurch nicht vor sich selbst entschuldigt. Ich meine im Gegenteil: je größer die Gefahr, desto größer die Verantwortung. Muß der Feldherr nicht doppelte Wachsamkeit üben, wenn er eine besonders gefährdete Stelle verteidigt? Was uns draußen vor den Menschen entlastet, vor unserem eigenen sittlichen Bewußsein hat es keinen Bestand. Es gibt eine Verantwortlichkeit!

Nun gut, sagt ihr, so soll es sein! Verantwortlichkeit, aber nur vor uns selbst! Wir wollen es mit uns allein ausmachen; wir wollen uns allein Rechenschaft geben! Was kümmert es einen Dritten? O nein, meine Zuhörer, kein Mensch darf so sprechen. Ja, wenn ihr für euch allein ständet, abgeschlossen von allem Leben da draußen, dann könntet ihr es halten, wie ihr wollt; aber ihr seid Glieder in der Kette der Menschheit; ihr dürft der Kette Ganzes nicht zerreißen. Und nicht nur das. Ihr habt auch Familie. Ihr seid Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, und was ihr sündigt und fehlt, sie müssen es mit euch büßen! Die Ehre und das Wohlergehen der Eurigen ist mit in eure Hand gelegt. Wie könntest du je die Verantwortung tragen, wenn durch dein Vergehen der blanke Ehrenschild der Deinen einen dunklen Flecken bekäme! Wie wolltest du es je rechtfertigen, wenn durch dein frivoles Spiel die Zukunft deiner Kinder gefährdet würde! Und du willst dennoch sprechen: was kümmert es einen Dritten? Nein, nein! Solange noch Menschen mit Menschen wirken, solange noch Familienbande als heilig gelten, solange gibt es eine Verantwortlichkeit vor uns und vor der Welt.

Wo aber das Gefühl der Verantwortlichkeit lebt, da lebt im Herzen auch die Buße. Eins ist mit dem anderen gegeben — es kann gar nicht anders sein. Wer einmal weiß, daß er sich und der Welt für sein Tun Rechenschaft schuldet, dem drängt sich mitten in seiner Arbeit fast unbewußt die Frage auf: wie lebst du deiner Pflicht? — Schon der Gedanke allein: das Wohl und Wehe der Deinen hängt von dir und deinem Wirken ab, und auch das Schicksal der Menschheit hilfst du im kleinen Kreise mitgestalten — schon dieser Gedanke allein lenkt unseren Blick einwärts und mahnt uns zum inneren Kampfe.

Die Fehler und Schwächen, die Mängel und Irrtümer haben sich tief bei uns eingenistet und sind uns fast zur zweiten Natur geworden. Hier der Neid und dort der Haß, hier die Habgier und dort der Leichtsinn, hier die Verleumdung und dort die Lieblosigkeit, hier die Frivolität und dort die niedere Lust — sie alle

müssen überwunden werden. Das ist der ernste, schwere Kampf: das Göttliche in uns ringt mit dem Irdischen, das Ewige mit dem Vergänglichen, der gute Engel mit dem bösen Geist. Es ist das, was wir Buße nennen.

Soll ich euch den seelischen Vorgang der Buße beschreiben? Die stille Arbeit ist es, die ganz geräuschlos tief in dem Innersten unseres Herzens sich vollzieht. Wer solche Buße tut, der spricht nicht davon; er schreit es nicht hinaus auf den Markt. Im Stillen ringt er sich durch, denn er weiß, es muß so sein. Und wenn er gesiegt hat, dann freut er sich des köstlichen Erfolges, und diese Freude adelt seine Seele. Das Höchste, was ein Mensch leisten kann, er hat es vollbracht, er hat sich selbst bezwungen. Das gibt ihm eine Zuversicht wie nichts sonst in der Welt; er fühlt sich seinem Gott nahe. Nur der unter euch kann mich ganz verstehen, der selbst eine solche Stimmung schon durchkostet, der das mühsame Ringen von der Tiefe zur Höhe mit all seinen bangen Zweifeln schon an sich selbst erfahren hat. Nur der weiß aber auch, daß solche Buße nicht an einem Abend, einem Tage sich vollzieht, sondern daß sie langsam in ernstem Seelenkampfe reift.

Und aus dieser Buße der Gesinnung erwächst notwendig die Buße der Tat, weil sie eben nicht Augenblicksstimmung ist, die nur am Jom hakippurim in uns lebt, sondern weil sie allmählich sich in uns entwickelt und den ganzen Menschen ergreift. Das ist der Unterschied zwischen dieser ernsten Buße und der Scheinbuße oberflächlicher Naturen. Oberflächliche Naturen kommen am Jom hakippurim ins Gotteshaus, sind andächtig und lassen sich rühren, und in rührseliger Stimmung gehen sie nach Hause. Wohl wirkt des Tages Weihe auf sie ein; wohl fassen sie heilige Vorsätze für die kommenden Zeiten: „Wir wollen anders, wollen besser werden!" Aber der Funke verglüht und die Andacht verrauscht; die Stunde enteilt und der Wille versagt. Sie sind schwächliche Stimmungsmenschen.

Die anderen aber, die tief innerlich Buße tun, wollen ganze Arbeit machen. Sie wissen: mit dem Sieg, den sie über sich selbst

errungen haben, fängt ihre neue Lebensaufgabe erst an. Die Buße in der Gesinnung wird bei ihnen zur Buße der Tat. Alle Beziehungen ihres Daseins lassen sie von ihr durchdringen. Die freigewordenen Kräfte ihrer Seele, die der böse Trieb bis dahin gefangen hielt, machen sie wieder nutzbar für des Menschendaseins höchste Zwecke, für die Arbeit im Dienste des Guten. Sie lenken ihr Können in die alten Bahnen ihrer gottentstammten Natur zurück. Sie wirken durch die Tat.

So sollt auch ihr es machen: von der Buße der Gesinnung zur Buße der Tat! Welch großes, reiches Gebiet erschließt sich da vor eurem Geiste! Es gibt so viele Beziehungen eures Lebens, in denen ihr die freigewordenen Kräfte eurer Seele betätigen könnt, besonders dort, wo ihr gefehlt. M. A.! Ich will und kann nicht euer Richter sein, aber ich weiß, kein Mensch lebt, der von sich rühmen dürfte: ich habe nie gefehlt. Auch wir sind abgewichen vom rechten Pfade, auch wir. O, laßt uns Umkehr halten! Laßt uns mit der Buße beginnen! Und was nach heißem Kampfe als Erkenntnis der Schuld in unserem Innersten reift, das laßt uns umsetzen in das Leben! Nicht Rührseligkeit, sondern Leistung, nicht Stimmung, sondern Tat! So schaffet euch ein lauteres Herz, und aus dem Herzen quillt das lautere Leben. Rein sollt ihr dastehen vor euch selbst, rein vor dem Gott in eurer Brust! Doch nicht die Reinheit sei es, die nie gekämpft, nicht Unschuld wie in den Tagen eurer Kindheit. Die Tugend, die euch schmücken soll, sei euer Preis nach ernstem Ringen, euer Lohn nach inneren Stürmen — die Palme, die dem Sieger winkt.

Dann wird die Buße, die ihr übt, eurem Leben ein Segen. Dann gilt es nicht nur heute und morgen, dann gilt es in jeder Stunde, da ihr euch selbst wiederfindet: wir sind versöhnt, versöhnt mit uns und mit dem Gott in unserem Herzen. Amen.

13.

Der Segen des Leides.

Zur Totenfeier am Versöhnungstag.

Sollten wir nur das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht annehmen?
Hiob 2, 10.

Meine andächtigen Zuhörer!

Über das menschliche Leid lasset mich heute zu euch sprechen. Es gibt viel Leid in der Welt, und jeder glaubt, seins wäre das größte. Da ist einer, der von geschäftlichen Mißerfolgen schwer betroffen wurde. Ohne seine Schuld kam das Verderben über ihn. Hört, wie er klagt: ich vermag es kaum zu ertragen! — Ein anderer hat viel Unglück in seiner Familie; trotz aller Mühe und Sorgfalt, die er auf die Erziehung seiner Kinder verwandt hat, bereiten sie ihm Kummer und Weh. Und wenn er auch kein Wort darüber spricht, wir lesen in seinen Zügen: das Schicksal hat mich rauh angefaßt! — Ein Dritter endlich wird von Krankheit und Siechtum heimgesucht; die, die ihm nahe stehen, weilen an seinem Schmerzenslager, und bange Sorge lastet auf ihrer Seele. Es gibt viel Leid in der Welt, und jeder glaubt, seins wäre das größte. Vollends, wenn es sich um Tod und Sterben handelt, um Trennung auf Nimmerwiedersehen! Da weint das Auge, und die Lippe klagt, und das Herz will brechen vor Jammer und Weh, und in der Seele eines jeden klingt es leise und bang: mich hat das Leid am schwersten getroffen! Es gibt viel Leid in der Welt, und jeder glaubt, seins wäre das größte.

Und doch, m. A., so sehr wir das mitfühlen und menschlich verstehen, wir wissen: in jedem Leide ruht ein Segen! Sturm und Not sind so unentbehrlich für das Menschendasein wie Glück und Sonnenschein; sie gehören zur Vollkommenheit der Welt. Jener große Philosoph hatte Recht: alles ist in Gott; auch das Trübe und Schwere, das er uns auferlegt, fließt aus seiner Weisheit und ist eine Offenbarung seiner Größe. Und ob wir auch vieles nicht begreifen und auf manch banges Warum keine Antwort finden, das eine sollten wir doch festhalten: auch aus dem menschlichen Leid spricht göttliche Vollkommenheit; darum bringt es uns Segen. Das sei das Thema unserer Betrachtung.

Das Leid macht stark.
Das Leid macht mild.
Das Leid macht treu.

Es kommt von Gott, es führt zu Gott. Als Text vernehmet dazu den Ausspruch Hiobs: „Sollten wir nur das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht annehmen?"

Das Leid macht stark; denn es muß überwunden werden. Jede Überwindung erfordert einen Kampf. Kampf aber stählt und stärkt unsere geistige und sittliche Kraft. Wo Schwierigkeiten sich vor uns auftürmen, da müssen wir gewappnet sein; wir müssen darauf sinnen, die feindlichen Gewalten zu bannen, sonst erliegen wir. So wächst im Kampf unser Können und aus dem Leid reift der Segen. Denkt doch nur an so manchen Helden, den die Kulturgeschichte der Menschheit in hohen Ehren nennt! Aus Armut und Dürftigkeit hat er sich emporgearbeitet, in Not und Entbehrung ist er groß geworden. Wer weiß, ob er sein Ziel erreicht hätte, wenn er auf der Sonnenhöhe des Glücks geboren wäre und nicht erst mühsam aus Nacht zum Licht sich hätte durchringen müssen! Sein Leid wurde sein Glück; der Kampf mit dem Schicksal machte ihn stark. — Und ist's etwa anders mit uns Juden? Wahrlich, unsere ganze Geschichte ist ein

Martyrium ohnegleichen; und doch, nur durch dieses Martyrium wurden wir, was wir sind: bei allen Fehlern und Schwächen eine Gemeinschaft mit seltenem Lerneifer, mit rührendem Familiensinn, mit eiserner Willenskraft und lebensvoller Energie. Das Leid macht stark, denn es stählt unsere Kraft.

Und wie sehr wir alle die Kraft, die das Leid uns spendet, als einen Segen empfinden, das habt ihr vielleicht schon einmal an euch selbst erfahren. Erinnert euch nur! Wenn ihr eine schwere Zeit durchgekämpft hattet, wenn wilde Schicksalsstürme euch umbraust und tiefes Weh euch heimgesucht hatte, und starkgeistig hattet ihr es überwunden, dann aber gingen die Jahre darüber hin und ihr dachtet später wieder einmal zurück an jenen trüben Abschnitt eures Lebens — war's da ein niederbeugendes Gefühl, das euch ergriff, oder nicht vielmehr ein stolzes Siegesbewußtsein? Habt ihr es nicht als einen Triumph empfunden, da ihr euch sagen konntet: jene Kämpfe haben wir kraftvoll durchgehalten? Und mag es auch wie Wehmut sich auf eure Seele legen, wenn ihr euch eingesteht: es war doch eine schwere Zeit, die uns tiefe Wunden geschlagen hat; ihr erhebt euch wieder freudig an dem Bewußtsein: das Leid hat uns stark gemacht; wir haben es überwunden. So fühlt ihr selber die Segenskraft des Leides; ihr könntet es gar nicht entbehren, und mit dem Dulder sprecht ihr: Sollten wir nur das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht annehmen? Das Leid macht stark.

Das Leid macht mild. Es nimmt unserem Urteil über die anderen seine Härte und wirkt ausgleichend und versöhnend. Es bringt die Menschen einander näher. Meine Andächtigen! Von den Soldaten draußen auf dem Schlachtfelde wissen wir, daß das Verhältnis zwischen ihnen und ihren Führern ein anderes ist als in den Tagen des Friedens. Der Kampf vor dem Feind schwächt die sozialen Gegensätze ab; es liegt in dem Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen etwas von guter Kamerad-

schaft. Die gemeinsame Gefahr verbindet die Herzen. Das Bewußtsein, die nächste Kugel kann jeden von uns treffen, bringt die, die es beseelt, menschlich einander näher.

So sollte es auch im Leben sein, denn auch das Leben ist ein Kampf. Auch das Leben fordert Opfer; auch im Leben wird nicht nach Rang und Stand gefragt, wenn das Schicksal mit ehernem Schritt dahinschreitet und seine Opfer trifft und verwundet. Wir aber beachten es nicht. Wir richten Schranken auf zwischen Menschen und Menschen, als wären wir von einer anderen Welt. Was so vielen unter uns fehlt, ist das soziale Empfinden, das liebevolle Verständnis für das Leben derer, die unter uns stehen. Wir urteilen gar leicht hart und schroff. Wir sind so schnell fertig mit unserer Meinung über die arbeitenden Klassen, die wir in ihrem Kampfe um eine bessere Lebenshaltung nicht verstehen. Und wie urteilen wir oft über den Einzelmenschen? Da ist jemand gestrauchelt und gefallen, und schnell ist die Selbstgerechtigkeit bei der Hand. Sie forscht nicht nach dem Grunde der Verfehlung, sondern sie verdammt nur, und aus der Verdammung hören wir den unausgesprochenen Gedanken: gottlob! daß wir anders sind als dieser. M. A.! Ich habe euch hier ein Bild gezeichnet. Auf wen es paßt? Auf diesen und jenen. Fragt euch selbst! Wir urteilen zu hart.

Da kommt das Leid in die Menschenwelt und klopft an unsere Tür. Es macht keinen Unterschied zwischen arm und reich. Jetzt werden wir mild; das Unglück macht uns mild. Nur ein Beispiel, und ihr werdet mich verstehen. Da ist eine begüterte Familie; sie hat einen einzigen Sohn; er wurde sorgfältig und trefflich erzogen und ist doch ein ungeratener Sohn geworden. Da packt der Jammer die verzweifelnden Eltern, und tiefes Weh greift ihnen an die Seele. Und jetzt, in ihrem Schmerze, erwacht plötzlich ihr Verständnis für den Schmerz der anderen; aus dem eigenen Leid lernen sie fremdes Leid verstehen. Nun wissen sie, wie leicht es kommen kann, daß Unglück in eine Familie einzieht, und niemand trifft doch eine Schuld. Nun stehen sie dem Mißgeschick der anderen nicht mehr kalt und fremd gegenüber;

sie fühlen mit, weil sie mittragen. Sie sind mild geworden: das Leid hat sie mild gemacht.

Ich meine, das ist ein Beispiel so schlicht und einfach und doch so erschütternd lebenswahr, daß keiner sich seiner ergreifenden Sprache entziehen kann: werdet mild in eurem Urteil! Ob wir auf den Höhen des Lebens wandeln, ob wir tief im Tale dahinschreiten, in einem sind wir alle gleich, in unserer Abhängigkeit von dem Geschick. Was heute dir begegnet, kann morgen mich treffen. Wer bürgt mir, daß es nicht geschieht? Darum laßt uns mild gegen die anderen sein! Wir wollen ja auch, daß man mild sei gegen uns. Könntet ihr es verantworten, wenn ihr euch sagen müßtet: wir haben die Milde, mit der man uns begegnet, durch unsere Härte verwirkt? Könntet ihr es verantworten, wenn erst euer eigenes Leid euch daran erinnern müßte, was ihr den anderen schuldet? Nein, nein, m. A.! Ihr fühlt und wißt — und wenn ihr's nicht fühlt und wißt, dann soll diese Stunde es euch sagen: jeden unter uns kann das gleiche Los treffen; wir alle sind Lebens- und Leidensgefährten. Darum begegnet euren Mitmenschen, wie man denen begegnet, die gemeinsam mit uns des Weges wandeln. So macht das Leid uns mild gegen unsere Mitmenschen. Wir sprechen mit dem frommen Dulder: Sollten wir nur das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht annehmen? Das Leid macht mild.

Das Leid macht treu. Es festigt die Treue im engeren Gemeinschaftsleben der Menschen. Habt ihr noch nie von Ehegatten gehört, die jahrelang kalt und gleichgültig nebeneinander hergingen, und jeder lebte für sich hin, und keiner kümmerte sich um den anderen? Da klopfte das Unglück an die Pforte und zerstörte den Wohlstand und raubte des Hauses Schätze. Dafür aber zog ein anderes ein, das mehr wert ist als Geld und Gut, die Treue. Die Treue, mit der die Gattin, in die veränderten Verhältnisse sich hineinlebend, dem Gatten fortan zur Seite stand, die Treue, mit der sie helfend und ratend ihn umgab

und die aus jedem Zuge zu ihm sprach: ich will dir fortan eine Gefährtin sein, die Sorge und Last redlich und gern mit dir teilt! — Ich meine, wo das Leid solche Tugend auslöst, da wird es zum Segen, und wäre es noch so groß und schwer.

Den reichsten Segen aber entfaltet es dort, wo es am tiefsten trifft und am schwersten verwundet. Wenn der Tod Einzug hält in eine traute Familie, wenn er ein teures Wesen von dannen ruft, und der Kreis wird enger, und das Haus wird stiller, und Lust und Frohsinn sind jäh verstummt, dann zeigt es sich so recht, was die Treue vermag. Sie schließt die Lücke, und sie heilt die Wunde, und sie eint die Zurückbleibenden durch verdoppelte Liebe. Ihr stilles Walten spricht eine rührende Sprache: schließt dichter den Kreis! Ihr müßt nun allein weiter wandern! Und ob ihr den Toten auch schmerzlich vermißt, sucht seine Liebe zu ersetzen; schließt dichter den Kreis! So macht die Treue das schwerste Leid zum Ausgangspunkt des reinsten Glückes. Sie vertieft und verinnerlicht das Familienleben. Ein solcher Schatz ist Goldes wert; er bringt uns köstlichen Gewinn. Darum sprechen wir mit dem frommen Dulder: Sollten wir nur das Gute von Gott annehmen, und das Böse sollten wir nicht annehmen? Das Leid macht treu.

M. A.! Ich bin mit dem, was ich über den Segen des Leides zu euch sagen wollte, zu Ende. Ich weiß, wir lernen dadurch das Schwere, das uns trifft, noch nicht verstehen. So lange die Welt dauert, wird es ungelöste Rätsel geben, die wir nie begreifen. Aber das eine möge uns unsere Betrachtung in die Seele prägen: stark zu bleiben, wenn das Schicksal uns prüft, milde zu urteilen, wenn das Leid zu uns spricht, Treue zu üben, wenn der Tod uns beraubt. Nicht darauf kommt es an, daß wir das Schicksal immer verstehen, sondern darauf, daß wir es stets mit Würde tragen. Wir müssen wissen: auch das Leid ist in Gott; auch das Leid führt zu Gott. In der Gottheit wurzelnd, trägt es uns empor zur ewigen Gottheit. Amen.

14.

Erinnerung.

Zur Totenfeier am Versöhnungstag.

> **Wenn über dich gekommen Gutes und Böses, das Gott dir zugemessen, dann laß es wieder vorüberziehen an deinem Herzen, und du wirst zu Gott zurückkehren.**
>
> V. B. M. 30, 1. 2.

Meine andächtigen Zuhörer!

Am ersten Tage des Neujahrsfestes sprach ich zu euch über das Wort: die Hoffnung bietet uns des Lebens Ideale. Und dieses Wort entsprach ganz der Stimmung unserer Seele; es spiegelte die Gedanken wieder, die in uns allen lebendig sind, wenn wir ein neues Jahr beginnen. Denn nur die Hoffnung macht das Leben lebenswert; nur die Hoffnung verleiht uns Mut, den Kampf ums Dasein weiterzukämpfen. Wer hoffnungslos an der Eingangspforte eines neuen Jahres steht, der ist ein unglücklicher Mensch. Er gleicht dem Vogel, dessen Flügel lahm geworden sind, so daß er sich nicht mehr zur Höhe emporschwingen kann. Hoffnung ist und bleibt die treibende Kraft für unser ganzes Schaffen; sie gibt unserer Arbeit ihr Ziel für die Zukunft.

Für die Zukunft, m. A.! Damit ist aber zugleich ausgedrückt, daß die Hoffnung nicht unser ganzes Dasein umschreibt; denn in der Zukunft ruhen nur die Tage, die wir erst durchleben werden. Und wir sind doch auch Kinder der Vergangenheit. Wir kommen aus der Vergangenheit und schreiten in die Zukunft: wir leben in beiden. Darum tritt neben die Hoffnung ihre ältere Schwester, die Erinnerung. Sie lenkt

unseren Blick rückwärts in entschwundene Zeiten und läßt Gestalten vor uns erstehen, die längst schon heimgegangen sind; sie führt uns in Ereignisse zurück, die längst schon gewesen. Erinnerung ist das Bleibende, wenn alles entschwindet. Wir können sie nicht entbehren. Denkt euch doch nur, es sollte mit einem Male alles aus eurem Gedächtnis getilgt werden, was ihr in vergangenen Tagen erfahren habt: Kummer und Leid, aber auch Freude und Lust, Schmerz und Weh, aber auch Liebe und Glück; denkt euch, ihr könntet mit einem Male nicht mehr von vergangenen Tagen reden, nicht mehr von dem trauten Kreis, in dem ihr eure Kindheit verbracht, nicht mehr von dem, was ihr selbst durchgekämpft habt — möchtet ihr dann überhaupt noch leben wollen? Nein, nein! Die Erinnerung gehört zu unserem Dasein wie die Hoffnung, sie ist ein Stück von uns selbst. Auch ohne Erinnerung wären wir unglückliche Menschen, so unglücklich wie ohne Hoffnung.

Von diesem Gedanken erfüllt, lasset mich über die Erinnerung zu euch sprechen. Welche Stunde wäre dazu wohl geeigneter als die, die wir unseren Entschlafenen weihen! Der Segen der Erinnerung beim Gedenken unserer Toten — das Thema unserer Betrachtung.

Die Erinnerung wandelt den wilden Schmerz zur stillen Wehmut.

Die Erinnerung wandelt das bange Schuldgefühl zum edlen Vorsatz.

Als Text vernehmet dazu das Wort der Schrift: „Wenn über dich gekommen Gutes und Böses, das Gott dir zugemessen, dann laß es wieder vorüberziehen an deinem Herzen, und du wirst zu Gott zurückkehren.“

Die Erinnerung wandelt den wilden Schmerz zur stillen Wehmut. Schmerz! Wißt ihr, m. A., was das Wort bedeutet? Schmerz! Er kommt über uns, wenn uns ein schwerer Verlust getroffen, wenn uns ein tiefes Weh verwundet, wenn uns

ein banges Leid heimgesucht hat. Er packt uns wie mit Sturmesgewalt und raubt uns unsere Ruhe, unseren Frieden; er wühlt unsere Seele in ihren tiefsten Tiefen auf und läßt uns fast verzweifeln. Schmerz! Er ist der bange Aufschrei einer gequälten Seele; er ist der wilde Ausbruch eines zu Tode verwundeten Gemütes. Doch soll ich euch den Schmerz schildern? Ihr seid ja Menschen. Und wo gäbe es einen Staubgeborenen auf der weiten Welt, der nicht schon einen großen Schmerz in seinem Leben erfahren hätte!

Wollt ihr den Schmerz trösten? Wollt ihr im Augenblicke seine Kraft brechen? Ihr könnt es nicht. Das Wort, das du hinausrufst in den brausenden Sturm, der das Meer aufwühlt und die Wellen turmhoch emporpeitscht, das Wort wird von dem Wetter verschlungen, und sein Klang verhallt in den brausenden Wogen. Du kannst den Schmerz nicht trösten, der dem Sturme gleicht. Der wilde Schmerz ist untröstlich. Er denkt nur an sich und sein Leid, und deshalb wird er ungerecht gegen Gott und die Welt und verschließt sich allen Gründen der Vernunft.

Bliebe es immer so, wir könnten es nicht ertragen; denn der Schmerz würde unser ganzes Leben vergiften. Aber gottlob! es bleibt nicht so. Die Zeit geht vorüber, die Stunde enteilt, und indem sie von uns zieht, nimmt sie auch das tiefe Weh mit, das wir in ihr erfahren haben. Und je weiter sie hinter uns liegt, desto milder wird unser Schmerz, und je größer der Abstand ist, der uns von ihm trennt, desto mehr glätten sich die Wogen unserer Seele. Wir lernen wieder ruhiger denken. Das Ereignis schwindet, und nur die Erinnerung bleibt. Sie wandelt den lauten Schmerz zur stillen Wehmut.

Wehmut, m. A.! Das ist die friedliche, stille Entsagung! Ein klarer Herbsttag, da die Blätter welk sind und das Laub fällt, und über das Ganze breitet sich dennoch der wohlige Sonnenschein des herbstlichen Tages! So verklärt auch die Wehmut das Leid durch den Sonnenschein der Erinnerung. Sie verdrängt die Selbstsucht des Schmerzes und schafft dadurch dem Frohsinn wieder Raum. Die Wehmut vergißt die Heimgegangenen nicht, aber

sie beugt sich still vor dem Gesetz der Natur; sie hat sich mit dem Schicksal versöhnt. Was der Schmerz in seinem Ungestüm nie begreifen will, ihr ist es ein Trost: wir stehen alle unter dem gleichen Gesetz! Damit findet sie sich ab, und daraus schöpft sie ihren frischen Lebensmut: wir stehen alle unter dem gleichen Gesetz!

Das ist der tiefe Gegensatz zwischen Schmerz und Wehmut. Und so hat auch der Dichter ihn geschildert:*)

In wildem Schmerze flehte eine Mutter zur Gottheit: Wecke meinen toten Knaben wieder auf, sonst muß ich selbst vor Jammer sterben! Gib mir mein Kind zurück! Die gütige Gottheit sprach: Es sei! Nur erbitte dir vorher ein Senfkorn. Jeder gibt es gern. Doch darf es nur aus einem Hause stammen, darin nicht Vater oder Mutter starb, nicht Sohn noch Tochter, Diener oder Freund. Hoffnungsbeflügelt an Palast und Hütte klopfte die Frau. Das Senfkorn war bereit. Doch wenn sie fragte: Starb in diesem Hause Sohn oder Tochter, Vater oder Mutter, Freund oder Diener? — sah sie jeder an und sprach verwundert: Weib, was redest du? Sind doch der Lebenden so wenig nur und viel der Toten! So von Tür zu Tür die gleiche Antwort. Müde ward ihr Fuß, sie selber still." Zur Gottheit kehrte die Frau zurück und neigte sich tief. Sie war getröstet. Wir stehen alle unter dem gleichen Gesetz!

Das ist der große Segen der Wehmut: sie nimmt dem Leid seinen Stachel und dem Schmerz seine Bitterkeit; sie versöhnt uns mit des Schicksals ewigem Gesetz und bringt uns dadurch die Entschlafenen näher. Wir sprechen von ihnen nicht als ob sie tot wären, nicht als ob eine Ewigkeit sie von uns trennte, sondern als ob sie noch in unserem Kreise weilten und jedes Wort hören könnten. Ist es nicht so, m. A.? Wenn ihr in traulichen Stunden wehmütig eurer Toten gedenkt, und die Erinnerung an sie wird in euch lebendig, und ihr Bild tritt euch vor die Seele, dann meint ihr, sie wären nicht gestorben, sie wären

*) Nach einem Gedicht von Karl Busse.

noch bei euch, noch um euch, sie wären euch ganz nah. Und in wehmütigem Gedenken sucht ihr die vielen kleinen Züge ihres Wesens hervor, die ihr so gern an ihnen geschaut. Dieses und jenes haben sie so getan; über dieses und jenes haben sie so geurteilt! Ja, selbst ihrer unschuldigen Schwächen gedenkt ihr wohl einmal, und euch ist es dabei, als sähet ihr sie selber darüber lächeln. Es liegt ein Hauch stillen Friedens über diesen Feierstunden der Erinnerung.

Das ist der Segen der Wehmut: sie söhnt uns mit dem Tode aus und bringt uns die Entschlafenen nahe. Der Schmerz erschüttert, aber die Wehmut lindert; der Schmerz wühlt auf, aber die Wehmut tröstet; der Schmerz verwundet, aber die Wehmut heilt; der Schmerz verbittert, aber die Wehmut versöhnt. Darum heilige deinen Schmerz durch die Erinnerung; sie wandelt ihn zur stillen Wehmut.

Und sie wandelt das bange Schuldgefühl zum edlen Vorsatz. M. A.! Wenn Menschen an der Bahre ihrer Lieben stehen, dann machen sie sich leicht Vorwürfe. Es ist ihnen, als hätten sie an den Heimgegangenen etwas versäumt, als müßten sie noch etwas nachholen, als wäre noch etwas gutzumachen. Selbst wenn sie den Entschlafenen viel Liebes erwiesen haben, quälen sie sich oft mit solchen Gedanken und verbittern sich dadurch die Trennungsstunde. Vielleicht habt ihr selbst das schon einmal erfahren. Vielleicht hat auch in eurer Seele am Sterbelager eines teuren Wesens sich schon einmal die bange Frage geregt: hast du auch gar nichts an ihm versäumt? Gar nichts? Und ihr suchtet fast mit selbstquälerischer Pein, ob euch kein Vorwurf treffe, und der heiße Wunsch wurde in euch lebendig: o, hätte ich doch noch das eine an ihm getan, er wäre mir vielleicht erhalten worden!

Solche Selbstvorwürfe sind oft ungerecht, ganz gewiß überall dort, wo die Zurückbleibenden das Bewußtsein haben, daß sie mit den Heimgegangenen stets in trauter Harmonie gelebt. Wenn

trotzdem die Selbstvorwürfe nicht verstummen wollen, dann ist das eben in der Menschennatur begründet, dann liegt es an der Stimmung, die der Anblick des Todes in uns allen weckt. Wir wissen in dem Augenblicke, daß der, der da von uns geht, aller Freude und Lebenslust auf immer entzogen ist. Und das tut uns weh. Es schmerzt unsere Liebe, daß wir noch genießen sollen, und mit dem anderen ist es auf immer vorbei. Wir können ihm von dem Unsrigen nichts mehr geben. Darum möchten wir das Unmögliche möglich machen und quälen uns mit dem Gedanken: o, hätte ich ihm doch noch mehr Liebe erwiesen, ehe er sein Auge geschlossen! M. A.! Das sind Seelenstimmungen, die das aufwallende Gefühl des Augenblicks erzeugt; sie sind Kinder eines überreizten Schmerzes. Sie schwinden, wenn wir ruhiger werden. Von solchen Selbstvorwürfen will ich nicht sprechen.

Aber es gibt doch wohl auch Selbstanklagen, die nicht so unbegründet sind, selbstquälerische Gedanken, die an der Bahre eines lieben Menschen in uns aufsteigen und uns nicht zur Ruhe kommen lassen, weil das Bewußtsein ihrer Wahrheit uns in der tiefsten Seele erschüttert. Solche Selbstvorwürfe schwinden nicht von heute auf morgen, denn sie haften zu fest in unserem Gewissen und begleiten uns wie ein Schatten durch unser Leben. M. A.! Ob auch in unserem Kreise jemand weilt, dem das Bild eines Entschlafenen durch solche Schatten getrübt wird? Ob auch in unserer Mitte jemand sich sagen muß: hier und dort hast du dem Heimgegangenen bitteres Unrecht getan; hier und dort hast du ihn wissentlich verletzt und gekränkt? Das weiß außer Gott nur der, den das Bewußtsein seiner Schuld darniederdrückt. Er trägt es im Stillen als eine schwere Last.

Aber so schwer die Last auch sein mag, gerade hier kann die Erinnerung ein Segen werden; gerade hier kann sie Heil spenden. Zwar was geschehen ist, das tilgt sie nicht aus. Die Erinnerung kann das Schuldgefühl nicht löschen, aber sie wandelt es zum edlen Vorsatz. Sie weist auf die Lebenden hin als die Erben der Toten; sie verbindet die Vergangenheit

mit der Gegenwart und zeigt uns damit den Weg, den wir gehen müssen. Können wir die Toten nicht mehr versöhnen, dann wollen wir an den Lebenden wieder gutmachen, und indem wir das tun, dürfen wir gewiß sein, daß von dem Bilde der Verklärten auch für uns die Schatten weichen. So trägt die Erinnerung das höchste Gelöbnis in unsere Seele hinein, dessen der freie Mensch fähig ist, den edelsten Vorsatz, den er zu fassen vermag. Das Bekenntnis der Schuld wird abgelöst durch den Schwur der Liebe: ich will die Schuld tilgen und das Unrecht gutmachen, nicht durch äußerlichen Totenkultus, nicht durch übertriebenen Gräberschmuck, sondern durch mein treues Schaffen im Kreise der Lebenden; denn sie sind die Erben der Toten. Das ist der reichste Segen, den die Erinnerung uns spendet: sie weckt das Gewissen in uns auf und spornt uns an zu edlem Tun; sie wandelt das bange Schuldgefühl zum ernsten Vorsatz: ich will den Lebenden dienen, um die Toten zu ehren! So wirkt die Erinnerung auf uns; so soll sie wirken auf die kommenden Geschlechter. Das treue Gedenken der Entschlafenen — ein unerschöpflicher Segensquell für neue Lebensarbeit.

M. A.! Am Neujahrsfeste zeigte ich euch das Bild der Hoffnung, wie ich es geschaut: eine leichtbeschwingte Frauengestalt, auf einer Kugel schwebend, den Blick sehnsüchtig in die Weite gerichtet. Das Bild der Erinnerung ist anderer Art: eine ernste Frauengestalt, das Haupt in die Hand gestützt, sinnend in einem Buche blätternd. Kennt ihr das Buch? Es ist das Buch unseres Lebens. Wir haben es selbst geschrieben, wir selbst. Und es kommt der Tag, da ist kein Blatt mehr frei; das Buch ist abgeschlossen. O, laßt es uns rein halten, rein und heilig durch den Inhalt, den wir ihm geben. Dann mag die letzte Stunde für uns schlagen, wir gehen ruhig von hinnen. Und wenn die Erinnerung dann in unserem Lebensbuche blättert, sie darf den kommenden Geschlechtern künden, was sie darin gelesen: die Geschichte eines Menschen, der viel geirrt und viel gefehlt, aber dessen Seele rein war, rein in ihrer Liebe und Treue, rein in ihrem Wollen und Streben vor Gott und Menschen. Amen.

15.

Treue.

Zur Totenfeier am Versöhnungstag.

Der Fromme lebt in seiner Treue.
Hab. 2, 4.

Meine andächtigen Zuhörer!

Unser Leben ist ein langsames Sterben. Jeder Tag bringt uns dem Tode näher; jede Stunde führt uns der Gruft entgegen. Nicht nur die Blumen, die welken, nicht nur die Blätter, die fallen — auch unser eigenes Dasein predigt die Vergänglichkeit des Irdischen. Die Jugend meint, das Leben ist so lang; das Alter weiß, das Leben ist so kurz. Wenn die Jahre vor uns liegen, scheinen sie eine Ewigkeit; wenn wir sie hinter uns haben, sind sie ein Nichts. Fast möchten wir verzweifeln, wenn solche Gedanken in uns aufsteigen. Und doch, m. A., in allem Vergänglichen ist ein Dauerndes; in allem Wechsel bleibt ein Bestand. Ob auch unsere Tage mit Blitzesschnelle entschwinden und unsere Jahre wie ein Geschwätz dahineilen, ein Zauberwort verklärt alles und umwebt auch das Trübe und Trostlose wie mit einem strahlenden Glanze: Treue! Sie erhellt das Dunkel und macht das Schwere leicht; sie hebt das Vergängliche zum Ewigen empor; denn treu sein heißt zuverlässig sein, treu sein heißt unwandelbar bleiben; mitten in der Flüchtigkeit ein Dauerndes. Treu wie Gold, sagt der Volksmund, und er stellt damit die Treue neben das Edelmetall, das ewig seinen Wert behält.

Über die Treue will ich zu euch sprechen als des vergänglichen Lebens köstlichsten Inhalt.

Treu eurem Gott!
Treu euch selbst!

Das sei der Mahnruf dieser Stunde. Als Text vernehmet dazu das kurze, alte Prophetenwort: „Der Fromme lebt in seiner Treue.“

Treu eurem Gott! M. A.! Was euch im Leben auch treffen mag, den Glauben an die göttliche Vorsehung bewahrt in eurer Seele! Er sei in der Erscheinungen Flucht der feste Pol eures Lebens. Die Freüde bedarf allerdings einer solchen Mahnung nicht. Wenn uns die strahlende Sonne des Glückes leuchtet, dann sind wir mit dem Walten des Allmächtigen gern zufrieden. Und ob wir den Dank auch oft vergessen, wir nehmen doch der Gaben Fülle mit fröhlichem Herzen hin und stimmen der göttlichen Weltregierung durch unser Schweigen zu. Wir genießen, und in der Hinnahme des Genusses liegt eine stille Anerkennung für die Gottheit. Aber im Dunkel der Nacht, wenn kein Stern uns leuchtet, im Heulen des Sturmes, wenn kein Haus uns schützt, im Brausen des Wetters, wenn kein Obdach uns winkt, dann stark bleiben und nicht wanken, dann ausharren und nicht verzweifeln — das ist etwas Großes, das ist eine Tat. Darum gilt es dem müden Wanderer, der des Lebens Leid erfahren, dem Schmerzgebeugten, den das Schicksal rauh angefaßt hat, darum gilt es all denen, die in Finsternis wandern: bleibt eurem Gotte treu! Vor allem ihr, die ihr an Gräbern gestanden und euer Liebstes hinabgesenkt habt, und ihr, die ihr voll banger Sorge am Krankenbett wacht, harrt aus und verzagt nicht; bleibt eurem Gotte treu!

Wohl lese ich in euren Augen das Bekenntnis der Verzweiflung: wir können nicht mehr an die Gottheit glauben! Ein gütiger Vater dürfte uns nicht so schwer leiden lassen! M. A.! So sehr wir ein solches Urteil menschlich verstehen, die, die es aussprechen, haben einen gar zu engen Gesichtskreis. Sie sehen nur ihr augenblickliches Weh, fühlen nur ihren gegenwärtigen Schmerz, und sie vergessen des Glückes, das sie im Leben schon genossen haben. Es gibt keinen Menschen in der

Welt, der nur Leid erfahren hätte und nur durch das Tal der Tränen gewandert wäre. Warum entschwinden die glücklichen Stunden so schnell aus unserem Gedächtnis? Können wir denn nur Freude erleben, kann unser Weg denn nur durch lachende Fluren hindurchführen? Ja, sollen wir das auch nur wünschen? Was wäre das Glück, wenn ihm das Unglück fehlte? Schafft uns nicht der Gegensatz der Freude erst den Genuß der Freude? Wir lernen das Leben erst würdigen, wenn wir das Sterben sehen. Wir fühlen die reiche Segenskraft der Gesundheit erst dann, wenn wir die Last der Krankheit erfahren haben. Mit einem Worte: wir müssen leiden, weil wir sonst das Glück nicht verständen. Der Schmerz ist so unzertrennlich mit unserem Leben verbunden wie die Lust. Das hat der große Gott in seiner ewigen Weisheit wohl geordnet. Darum wahret ihm auch in des Schicksals Nacht die Treue!

Doch da regt sich in eurer Seele neuer Widerspruch. Das gequälte Herz bäumt sich auf: Gott verteilt nicht gerecht! Warum muß ich so vieles erdulden, während andere vom Leid fast verschont bleiben? Warum ist mein einziger Sohn gestorben, und andere erfreuen sich ihrer blühenden Kinder? Warum hat mich die tückische Krankheit aufs Lager geworfen, und andere leben in kraftvoller Gesundheit? Warum? Kennt ihr dieses bange Fragen? Es klingt durch alle Zeiten und Geschlechter und ringt sich empor aus tausend Menschenherzen: warum?

Und die Antwort? Wer kann sie geben? Kein Mensch in der Welt; denn die Antwort setzt den Blick in die Unendlichkeit voraus. Wir sind nur endliche Wesen, und unsere Erkenntnis ist auf das Endliche beschränkt. Wir müßten selbst Gottheit sein, wenn wir ihr Walten ergründen wollten. Wir müßten die Ewigkeit umspannen und begreifen, wenn wir den inneren Zusammenhang im Menschenschicksal verstehen wollten. Darum setzt gerade hier meine Bitte ein: bleibt eurem Gotte treu! Nicht forschen und grübeln, sondern stark sein und tragen! Nicht anklagen und jammern, sondern still sein und hinnehmen! Ich meine, wenn wir unser Schicksal aus diesem höheren

Gesichtspunkt betrachten lernten, wenn wir demütig bekennen wollten: das Leid, das uns trifft, gehört zu dem Bilde der Ewigkeit; wir können es nicht fassen, weil wir das Bild der Ewigkeit nicht begreifen — das wäre viel würdiger, als wenn wir jammernd die Gottheit anklagen. Ich wenigstens kann mir nichts Größeres denken als jene stumme, stolze Kraft im Leid: sei stark und trage; denn es liegt in der Gottheit ewigem Plan! Dann ist selbst das Sterben mit seiner feierlichen Ruhe noch eine demütige Huldigung vor dem Weltengeist: ich bleibe dir treu!

Kennt ihr das Buch Hiob? Es ist die tiefste Dichtung, die die Bibel enthält. Dasselbe Problem, dieselbe bange Frage: warum leiden wir? Die Freunde Hiobs sind mit ihrem Urteil schnell fertig: er leidet, weil er gesündigt hat. Der Dulder selbst aber bangt und fragt: warum, o Gott, warum? Da greift der Allmächtige selbst ein. Mit wuchtiger Beredsamkeit weist er den Staubgeborenen in sein Bereich zurück: sei still und forsche nicht! Blick' in den unbegrenzten Raum des Universums, wo sich meine Schöpferkraft stets erneut; schau' auf das große Heer der Tiere, das meine Barmherzigkeit nährt und erhält; denk' an die endlose Zahl der Sterne, die meine Macht ins Dasein rief! Kannst du die Gottheit je ausdenken und erschöpfen? Kannst du den Einzigen je fassen und verstehen? Und du wolltest die Gründe verstehen, aus denen er handelt? Du ahnst kaum seine Majestät und möchtest in sein Innerstes eindringen? Du spürst kaum den Hauch seines Odems und willst in seiner Seele lesen? Verwegener, laß ab! Du kannst nicht Unmögliches erzwingen. Vertrau' auf den, der dir Freud und Leid schickt, den du ahnst, aber nie begreifst! Bleib' deinem Gotte treu!

Zu solcher Höhe müssen auch wir uns durchringen. Es liegt etwas Herbes in dieser Treue, die noch beim Verscheiden spricht: ich bete an! Sie atmet die abgeklärte Ruhe des Weltweisen und bringt unserer Seele den Frieden. Der Fromme lebt in seiner Treue.

Treue gegen euch selbst! M. A.! In jedem Menschen ist ein Bleibendes gegeben. Ob auch die Tage enteilen und die Jahre dahinschwinden — wir können äußerlich altern, im Innern lebt ein Ewiges: der Keim zum Guten, den wir entwickeln sollen. So tief ist uns dieser Trieb in das Herz gepflanzt, daß niemand ihn ganz verleugnen kann. Er regt sich schon dann in unserer Seele, wenn wir ihn in der edlen Tat eines anderen erkennen. Selbst wenn wir dem anderen feindlich gegenüberstehen, ringt uns seine Tat Bewunderung ab. Wir beugen uns aus innerem Zwange vor der Tugend edler Menschlichkeit, auch wenn unser Feind sie übt. Was anders ist diese Regung als das Echo, das jedes reine Wollen in unserer Seele weckt? Das Göttliche in uns fühlt sich dem Göttlichen außer uns verwandt. Wir schätzen in anderen, was in uns selbst lebt: den Keim zum Guten.

Nun wißt ihr, was ich damit sagen will: bleibt euch treu! Wie auch das Geschick euch treffen mag, wohin der Sturm euch auch verschlägt, den Trieb zur edlen Tat, der in euch allen schlummert, weckt auf, damit er sich entfalte! Nur wer innerlich fortschreitet, der bleibt sich treu; wer innerlich nicht wächst, dessen göttliche Natur stirbt ab, wie die Pflanze stirbt, deren Wurzel vertrocknet. Der Keim zum Guten muß in uns verkümmern, wenn wir dem Boden unseres Herzens nicht neue Nahrung zuführen.

Und diese Nahrung schöpfen wir aus dem Leben, aus den Erfahrungen, die die Welt uns bietet. Wir lernen täglich, und was wir draußen bewährt gefunden, das nutzen wir zum Ausbau unserer inneren Welt. So sollt auch ihr es halten: bleibt euch treu! Die Erfahrungen eures Lebens sollen den Keim des Guten in euch zur Entfaltung bringen. Nicht darauf kommt es an, wohin das Schicksal euch gestellt hat, sondern nur darauf, daß ihr das äußerlich Erlebte innerlich durchlebt. Und steht ihr auch nur im kleinen Kreis, und wirkt ihr auch nur in engen Grenzen, wenn ihr euch selbst treu bleibt, dann fördert ihr das Göttliche auf Erden. Jede Menschenseele, die sich die Treue wahrt, erhebt sich zum Ebenbilde Gottes. Das ist das Bleibende im Wechsel: der Fromme lebt in seiner Treue.

M. A.! Wir begehen in dieser Stunde unsere Totenfeier; wir denken derer, die vor uns waren, und fühlen uns beglückt, wenn wir von ihnen rühmen dürfen: sie waren treu. Das ist das höchste Lob, das wir ihnen spenden können und das uns, den Zurückbleibenden, die reinste Freude bereitet: sie waren treu. O, laßt auch uns im Leben die Treue üben, dann wird uns im Tode die Treue bleiben, die Treue, die von Geschlecht zu Geschlecht dauert bis in Ewigkeit. Amen.

16.

Entsagung.

Die Demut ist Israels schönster Schmuck. Chagigah 9.

Meine andächtigen Zuhörer!

In Israels Gotteshäusern verkündet man heute den Anfang des Monats, den man den Trauermonat nennt, des Monats Av. Erinnert er uns doch an eine Reihe von Begebenheiten, die in der Geschichte unserer Gemeinschaft schmerzliche Bedeutung erlangt haben. Es ist als ob sich alles Weh, das unsere Väter auf ihrer Wanderung durch die Jahrtausende erfahren mußten, in die Tage dieses einen Monats zusammengedrängt hätte. Insbesondere der 9. Av ist in der Geschichte des Judentums ein schicksalsschwerer Tag geworden. An ihm sank Jerusalem zum ersten Male in Trümmer, damals als Nebukadnezar den geblendeten Zedekia gefangen wegführte und die Blüte des heiligen Landes trauernd nach Babylon zog. Und als 650 Jahre später die Heeresmassen der Römer sich wie ein eiserner Gürtel um die Stadt legten, als Bruderzwist im eigenen Lager die Kraft der jüdischen Kämpfer schwächte und Hungersnot und Krankheit die furchtbaren Bundesgenossen des anstürmenden Feindes wurden, da war es abermals ein 9. Av, an dem der Tempel in Flammen aufging und die nationale Selbständigkeit Judäas in Trümmer sank. Und kennt ihr nicht jenen letzten bangen Verzweiflungskampf, der zur Zeit Hadrians noch einmal die Gemüter in heller Begeisterung aufflammen ließ, bevor — wieder an einem 9. Av, es war im Jahre 135 — die Bergfestung Bethar fiel und der todesmutige Barkochba mit seinen tapferen Streitern den Heldentod

starb? Und ein 9. Av ist es endlich auch gewesen, an dem jenes erschütternde Drama sich vollzog, das in dem Jahre der Entdeckung der neuen Welt dreihunderttausend Juden aus ihrer alten Heimat verbannte und den Fanatismus der Inquisition über die Menschenliebe triumphieren ließ. Versteht ihr es nun, warum unsere Väter den Monat Av Trauermonat genannt haben? Er ist durch die Ereignisse, die sich in ihm vollzogen haben, der schicksalsschwerste Monat für unsere Gemeinschaft geworden.

Doch, m. A., nicht von jenen Ereignissen selbst will ich heute zu euch sprechen, sondern nur die Tugend möchte ich euch schildern, die sich als köstlicher Gewinn aus ihnen entwickelt hat: die Tugend der Entsagung. Wer viel leidet, der lernt entsagen. Darum nenne ich Israels Trauermonat den Monat der Entsagung. Da habt ihr das Thema unserer heutigen Betrachtung. Anknüpfend an die Vorgänge des Monats Av will ich die Frage vor euch beantworten: Wie muß die Entsagung sich betätigen, damit sie die Menschen nicht verbittert? Als Text vernehmet dazu das Wort unserer Weisen: „Die Demut ist Israels schönster Schmuck."

Meine Andächtigen! Wenn wir die Entsagung in die rechten Bahnen lenken wollen, dann müssen wir vor allem die Quellen kennen, aus denen sie fließt. Nur wenn wir ihre Ursache verstehen, können wir sie in ihren Wirkungen beeinflussen. Wißt ihr, woraus die Entsagung geboren wird? Aus der Menschennatur und dem Menschenschicksal. Beides können wir uns nicht selber geben; beides entwickelt sich nach ewigen Gesetzen, über die wir nicht zu bestimmen vermögen. Menschennatur und Menschenschicksal!

Unsere Menschennatur, meine Andächtigen! Wir sind an sie gebunden, wir hängen von ihr ab. Sie kommt mit uns zur Welt, sie begleitet uns durch das Leben, und sie scheidet mit uns von der Erde. So wiederholt es sich seit Millionen Jahren; so wird es bis in Ewigkeit bei jedem einzelnen bleiben. Wir

können unsere Natur nicht verneinen; wir mögen sie läutern, bilden, veredeln, aber wir können ihre Gesetze nicht umstoßen, können die natürliche Entwicklung nicht unterbrechen.

Ein Beispiel. Wir werden alt. Die blühende Jugend schwindet dahin, die reife Manneskraft geht vorüber, die Schwäche des Greisenalters ist unser Los. Wohl kannst du durch ein besonnenes Leben diesen Entwicklungsgang verlangsamen und durch weises Maßhalten in Arbeit und Genuß den Weg zum Ziele dir angenehm gestalten, aber aufheben kannst du das Naturgesetz nicht; es gilt für ewige Zeiten. Das Haar wird weiß, die Kraft schwindet dahin, und das Auge verliert seinen Glanz: wir werden alt. Kein Mensch kann sich dem Alter entziehen, und vieles müssen wir in ihm entbehren, was uns die Jugend in reicher Fülle bot. So zwingt das Alter zur Entsagung; die natürliche Entwicklung führt uns alle dahin. Entsagung wurzelt in der Menschennatur.

Oder denkt an die geistigen Fähigkeiten, die ihr besitzt. Sie sind ohne euer Zutun in eure Natur hineingelegt und ohne euer Verdienst euch zuteil geworden. Glücklich der Mensch, dem hohe Geistesgaben verliehen wurden! Sie sind ein Geschenk, das ihm nicht nur für seine Person gegeben ist, er muß auch anderen davon spenden. Bedeutende Menschen gehören der Gesamtheit an. Wie viele aber sind von der Natur mit geringeren Gaben bedacht! Wie viele werden in ihrem Streben durch den engen Blick ihres Geistes gehemmt! Bei wie vielen entspricht das Können nicht dem Wollen!

Und hat nicht alle menschliche Einsicht ihre Grenzen? Gelangt nicht auch der Genialste unter den Staubgeborenen an eine unüberwindliche Schranke, wo ihm die innere Stimme sagt: darüber hinaus wirst du niemals kommen? So herrscht auch hier ein ewiges Naturgesetz; der Geist des Menschen dringt nicht in die Unendlichkeit. Was über unsere Kraft geht, dem müssen wir entsagen. Entsagung ist in der Menschennatur begründet.

Und damit ist auch der Weg bestimmt, den sie gehen muß. Kann sie die Natur nicht bezwingen, so muß sie sich der Natur

beugen, muß sich ihr anzupassen wissen. Das gilt vor allem von der Entsagung des Alters. Du wirst alt. Gehöre nie zu denen, die sich in ihr Alter nicht hineinfinden können, die die Stellung nicht begreifen, welche das Alter ihnen zuweist! Sie grollen mit der neuen Zeit und rühmen nur die Herrlichkeit vergangener Tage. Sie möchten die Entwicklung am liebsten rückwärts drängen, damit es werde, wie es in ihrer Jugend war. Sie verneinen die Forderungen der Gegenwart; *ihre Entsagung ist eine Anklage.*

Die gesunde Entsagung des Alters ist anderer Art. Sie erkennt das Recht der neuen Zeit an, weil sie weiß, daß es in der natürlichen Entwicklung begründet ist. Sie läßt das junge Geschlecht selbständig seine Kraft entfalten und begnügt sich, in dem Feuereifer der Enkel die eigene Jugend wieder zu durchleben. Sie verklärt die Gegenwart durch die beschauliche Erinnerung an die Vergangenheit; in der schaffenden Generation der neuen Zeit genießt sie noch einmal das eigene Schaffen aus entschwundenen Tagen. Sie findet sich in die Entwicklung hinein, und darin wurzelt ihre Zufriedenheit. *Sie paßt sich der Natur an.*

So soll auch die Entsagung des Geistes sein. Verzichte auf das, was über dein geistiges Können hinausgeht; aber innerhalb deines Könnens werde ein tätiger Mensch! Grübler mögen träumen; der Eigenart *passiver* Naturen mag es entsprechen, daß sie vor lauter Sinnen nicht zum Handeln kommen; du aber mußt wirken. Und kannst du durch dein Schaffen auch nicht die Welt bezwingen, das eine mußt du können: deiner natürlichen Begabung entsprechend deinen Platz ausfüllen. Besser ein schlichter Arbeiter in Reih' und Glied als ein untätiger Träumer! Deine Entsagung deiner Natur angemessen: schaffend und sich bescheidend. Die Demut ist Israels schönster Schmuck.

Doch noch eine andere Entsagung gibt es, die nicht jeder zu tragen hat, weil sie nicht allen auferlegt wird: *die Entsagung, die das Schicksal von uns fordert.* Das Schicksal! Wißt ihr, was das Wort bedeutet? Kennt ihr die furchtbare Tragik,

die das Schicksal in das Leben unzähliger Menschen hineinträgt? Tausende wandern im strahlenden Sonnenschein und bleiben auf leuchtender Höhe, aber Millionen sucht es heim, Millionen trifft es hart und schwer. Warum es uns heimsucht? — wir wissen es nicht. Warum es uns trifft? — wir werden es nie erfahren. Es kommt wie ein ungebetener Gast über Nacht. Das unterscheidet das Schicksal von der natürlichen Entwicklung: es meldet sich nicht an; es bereitet uns nicht vor; es erscheint jäh und plötzlich, ohne daß wir daran denken. Und darum macht es uns die Entsagung so schwer.

Das Alter überrascht uns nicht. Daß die Menschen einmal alt werden, weiß jeder von uns. Wir sehen das Alter kommen und richten uns darauf ein. Die Entsagung, die es von uns fordert, ziehen wir allmählich in uns groß. Aber daß wir vielleicht morgen schon am Sterbelager eines lieben Menschen stehen, der uns in der Blüte der Jahre entrissen wird, daß wir vielleicht morgen schon in Krankheit und Siechtum verfallen, daß wir vielleicht morgen schon ohne eigene Schuld unser Besitztum verlieren — das können wir nicht im voraus wissen. Es liegt außerhalb unserer Berechnung, weil es außerhalb der natürlichen Entwicklung liegt. Schicksalsschläge suchen uns plötzlich heim; darum machen sie uns die Entsagung so schwer.

Wie muß in solchen Fällen die Entsagung sich betätigen? Wir müssen uns über das Schicksal erheben, indem wir uns stärker zeigen als das Leid, das uns trifft. Die Entsagung, die der natürliche Gang der Ereignisse uns auferlegt, fordert von uns, daß wir uns der Natur anpassen, uns in ihre Gesetze hineinleben; aber die Entsagung, zu der das Schicksal uns zwingt, verlangt von uns, daß wir das Schicksal überwinden. Der Natur müssen wir gehorchen, dem Leid sollen wir gebieten. Dort sind wir Dienende, hier sollen wir herrschen.

Jedes Weh, das uns trifft, schafft Trümmer, und die Trümmer eines verlorenen Glückes entlocken uns immer Tränen. Aber sollen wir klagend auf den Ruinen weinen? Sollen wir uns untätig dem Leid beugen? Wie würdet ihr wohl über den Feld-

herrn urteilen, der nach verlorener Schlacht jammert und nicht handelt? Seine Entsagung wäre Schwäche. Schwache Naturen mögen sich zügellos in ihren Schmerz hineinwühlen und die Sklaven ihres Leides werden; ihr sollt euch auf den Trümmern einer untergegangenen Welt ein neues Glück gründen: das Glück ernster Lebensarbeit und neuer Lebensziele. Verlorenes kommt nicht wieder, wir müssen das Entschwundene würdig ersetzen. Die Entsagung bei Schicksalsschlägen ist tätig im Leid. Darin ruht ihr hoher erziehlicher Wert: sie führt zur Selbstzucht und macht innerlich stark. O, daß doch solche Entsagung auch von uns geübt werden möchte! Ob Schicksalsschläge uns treffen und wann sie uns heimsuchen, das läßt sich für keinen im voraus bestimmen. Aber wenn sie einmal über uns kommen, dann müssen wir gewappnet sein. Unsere Entsagung ein Hinstreben zu neuen Daseinszwecken! Dann blüht aus den Ruinen frisches Leben, und durch düsteres Gewölk bricht strahlender Sonnenschein, der Sonnenschein einer hoffnungsstarken Zukunft. Amen.

17.

Sittliches Handeln.

> Seid nicht wie Knechte, die dem Herrn dienen um des Lohnes willen! Spr. d. Vät. 1, 3.

Meine andächtigen Zuhörer!

Der heutige Schriftabschnitt erzählt uns die Geschichte von dem goldenen Kalbe, das Aron im Auftrage des Volkes gemacht hatte. Als es vollendet war, riefen die Israeliten aus: „Das sind deine Götter, Israel, die dich herausgeführt haben aus dem Lande Ägypten!" Und Aron hörte das und baute einen Altar vor dem Kalbe und rief: „Morgen ist dem Ewigen ein Fest!" So erzählt die Thora.

M. A.! Der Charakter Arons wird durch diesen Vorgang in ein schlechtes Licht gestellt. Und ob uns auch sonst die heilige Schrift von dem Bruder Moses viel Treffliches berichtet, und ob auch in der späteren Literatur ein Hillel ihn als ideales Vorbild aufstellt: „Sei von den Jüngern Arons, liebe den Frieden und jage ihm nach; liebe die Menschen und führe sie zur Lehre!" — die eine Tat, die der heutige Schriftabschnitt schildert, haftet trotz aller Verdienste Arons wie ein Flecken auf seiner Ehre. Er, der geistig Hochstehende, wird zum Sklaven der ungebildeten Menge und macht ihr ein goldenes Kalb. Wer sich in entscheidender Stunde so schwach erweist, dem fehlt die Kraft zur sittlich freien Tat. Das kam auch Mose zum Bewußtsein, als er vom Berge Sinai ins Lager zurückgekehrt war. Da wußte er Aron nichts anderes zu sagen als: „Was hat dir dieses Volk getan, daß du eine so große Schuld über es gebracht hast?" Aus diesen Worten

spricht nicht nur Schmerz und Wehmut, Vorwurf und Anklage, sondern vor allem auch der ernste, bange Zweifel an dem sittlichen Charakter des Bruders. Mose will sagen: wer als Führer dem Volke seinen Gott raubt, der ist sein schlimmster Feind, denn er zerstört das Fundament, auf dem des Volkes sittliche Weltanschauung ruht; er setzt das tote Götzenbild an die Stelle des lebendigen Ideals der Sittlichkeit. Dadurch hat Aron sich in der Tat erniedrigt; er beweist, daß er trotz aller trefflichen Vorzüge, die ihm sonst eignen, nicht unbedingt sittlich handeln kann. Sein sittlicher Charakter erscheint nicht zuverlässig; sein Wille zum Guten ist geschwächt und getrübt.

Laßt mich daraus Veranlassung nehmen, über das sittliche Handeln heute zu sprechen, und zwar will ich die Frage so stellen: Wann dürfen wir unser Handeln als absolut sittlich bezeichnen?

Meine Andächtigen! Entscheidend für die Beurteilung des sittlichen Charakters einer Tat sind die Gründe, in denen sie wurzelt. Je reiner und selbstloser diese Gründe, desto höher der sittliche Wert der daraus fließenden Tat. Was nur aus selbstsüchtigen Motiven geschieht, hat keinen Anspruch auf sittliche Würdigung. Stimmt ihr dieser Auffassung bei, dann werdet ihr auch all den Handlungen, die aus Hoffnung auf Lohn oder aus Furcht vor Strafe geübt werden, die sittliche Bedeutung absprechen. Und damit verurteilt ihr zugleich jene sogenannte Frömmigkeit, die das Gute tut, nicht weil es gut, und das Schlechte meidet, nicht weil es schlecht ist, sondern weil die religiösen Urkunden es so gebieten, und weil der Wortlaut dieser Urkunden nach der Meinung vieler von Gott selbst herrührt. Und Gott gilt ihnen als ein strenger Richter, der jede Verletzung seines Wortes als ein Verbrechen gegen seine Majestät ahndet und jede Befolgung seines Gebotes durch besondere Gnade belohnt.

Daß unzählige Menschen so denken, könnt ihr täglich erfahren. Oder habt ihr noch nie gehört, wie ein schweres Mißgeschick, das

diesen oder jenen getroffen hat, der als besonders „unfromm" gilt, eine Strafe Gottes genannt wird. Der Gedankengang der Freunde Hiobs hat auch heute noch seine Anhänger: wer viel leidet, muß viel gesündigt haben. Selbst gebildete Menschen sind von dieser Vorstellung nicht immer frei. Oft wenden sich gerade die Gleichgültigsten unter ihnen nach besonders harten Schicksalsschlägen der Religion wieder zu, nicht aus Herzenstrieb, nicht aus innerem Drange, sondern um die Gottheit zu versöhnen. Das mag ihnen selbst vielleicht nicht einmal zum Bewußtsein kommen, aber in Wirklichkeit ist es doch oft genug der leitende Gedanke: man will durch die äußere Betätigung frommer Gesinnung Gott milde stimmen, um künftiges Leid abzuwenden. Eine solche Auffassung aber widerspricht dem Wesen und der Natur der Sittlichkeit, nicht nur, weil diese mit jener äußeren Frömmigkeit im Grunde überhaupt nichts zu tun hat, sondern vor allem, weil die sittliche Tat dadurch ihren freien Charakter und ihre Würde verliert. Sie wird nicht mehr um ihrer selbst willen geübt, sondern aus sklavischer Furcht vor Gott. Gott wird zum strengen Herrn, der eifersüchtig über seine Gebote wacht, und die Menschen sind seine willenlosen Knechte, die ihre Frömmigkeit als Tribut entrichten, um sich Gottes Zufriedenheit zu erkaufen. Eine solche Sittlichkeit mag für Unmündige und Kinder passen; der sittlich freie Mensch lehnt sie ab, weil sie der Würde Gottes und der Menschen widerstreitet. Und auch unsere Weisen haben sie abgelehnt, denn einer von ihnen sprach das schöne Wort: „Seid nicht wie Knechte, die dem Herrn dienen um des Lohnes willen!"

Vielleicht gilt dieses Wort aber auch von der Sittlichkeit, die nicht gerade aus jenen falsch verstandenen religiösen Gründen geübt wird, aus Furcht vor Gottes Strafe oder aus Hoffnung auf Gottes Lohn, und die sich trotzdem ebenfalls als sklavische Sittlichkeit erweist. Ich meine die Sittlichkeit, die die Menschen um des Nutzens willen betätigen, der ihnen im bürgerlichen Leben daraus erwächst. Denkt nur an die zahlreichen guten Werke, die wir der Eitelkeit und dem Ehrgeiz zu danken haben! Die Menschen

wollen sich einen Namen machen, wollen Titel und Würden erlangen und auf der Stufenleiter äußerer Ehren recht hoch emporsteigen. Darum sind sie wohltätig, nicht aus Menschenliebe, sondern aus Selbstsucht; ihre eigenen Interessen sollen dadurch gefördert werden. Niedriges Strebertum ist der Götze, dem ihre Sittlichkeit als Sklave dient.

Auch eine solche Handlungsweise müssen wir bekämpfen; denn sie widerstrebt der Würde der Menschennatur. Ihr mögt freilich denken, das sei zu schroff geurteilt, denn im Grunde bleibe die Wirkung einer guten Tat die gleiche, auch wenn ihre Beweggründe nicht selbstlos sind. Das wohltätige Werk hilft den Armen nicht weniger, weil der, der es vollbringt, dafür eine Auszeichnung erhofft. Wer die Tränen der Dürftigen trocknet und die Not der Enterbten lindert, der schafft immer Gutes in der Welt ohne Rücksicht auf den Beweggrund seines Handelns. Gewiß, m. A., der Satz ist richtig, aber er widerlegt noch nicht die andere Wahrheit: Sittlichkeit, die aus selbstsüchtigen Motiven geübt wird, ist überhaupt keine Sittlichkeit, denn es fehlt ihr das edelste Merkzeichen aller echten Sittlichkeit: die Zuverlässigkeit und die Treue. Es sind nur äußere Gründe, in denen sie wurzelt; die Menschen betätigen sie nur, solange es ihnen Vorteil bringt, solange sie selbst ihre Rechnung dabei finden. Haben sie aber ihr Ziel erst erreicht, oder erkennen sie auch nur, daß ihr Tun nicht beachtet wird, dann fehlt ihrem sittlichen Wirken die Triebfeder. Das Mittel zum Zweck ist für sie wertlos, sobald der Zweck selbst nicht mehr besteht. Eine solche Sittlichkeit ist ein Spiel des Zufalls und der Berechnung, und darum hat sie keinen Bestand; die menschliche Gesellschaft kann sich nicht auf sie verlassen. Und sie macht den Menschen zum Gesinnungsheuchler; er will scheinen, was er nicht ist, denn er will die Welt über die wahren Motive seines Handelns hinwegtäuschen und hintergeht dadurch das Vertrauen seiner Mitmenschen. Er erniedrigt die Sittlichkeit, die als Königin herrschen sollte, zur dienenden Magd. Gewiß kann er manches dabei vollbringen, was in seinen Wirkungen den anderen zum Segen gereicht, aber er selbst hat an seiner Seele unendlichen

Schaden genommen. Er ist auch ein Knecht, der dem Herrn dient um des Lohnes willen.

Edler und reiner wird die sittliche Tat erst dann, wenn nicht mehr der persönliche Vorteil des Menschen ihr Beweggrund ist, sondern wenn sie nur geübt wird, weil sie dem Menschen Freude macht, weil sie ein Gefühl der Lust in ihm auslöst. Es tut ihm wohl, daß er Gutes und Edles vollbringen kann; er fühlt sich glücklich, wenn ihm ein treffliches Werk gelingt. Diese Freude am Guten ist von keiner unlauteren Gesinnung begleitet; sie ist lediglich das Glücksgefühl des Menschen über seinen sittlichen Erfolg. Wer aus solchen Gründen sittlich handelt, steht auf einer hohen sittlichen Stufe; niedere Selbstsucht findet in seiner Seele keinen Raum. Manches Große ist durch solche Charaktere in der Welt schon geschaffen worden; wir haben ihnen viel Gutes zu danken.

Und doch, Sittlichkeit in ihrer höchsten Vollendung ist auch das noch nicht. Nicht davon will ich sprechen, daß selbst in dieser Sittlichkeit sich noch ein Stück Egoismus offenbart: indem ich mich meiner guten Tat freue, lebt in mir das Lustgefühl edler Genugtuung. Ein solcher Egoismus ist so lauter und rein, daß er wahrhaftig keinen Tadel verdient. Aber auf ein anderes laßt mich euch hinweisen. Ich glaube, wenn die sittliche Tat nur deshalb geübt wird, weil ihr Gelingen dem, der sie vollbringt, wohltut, dann können auch Fälle eintreten, in denen diese Sittlichkeit versagt. Denkt nur an die beiden Schicksalsschläge, die vor kurzem auch unser Gemüt so furchtbar erregt haben! Wackere Arbeiter, die tief unten im Schoße der Erde schafften, wurden die Opfer ihres schweren Berufes, und ein stolzes Schiff, das glückliche Menschen trug, hat der brausende Sturm am Felsen zerschellt, und die Wellen wurden der Menschen Grab. Was bei diesen Unglücksfällen trotz Leid und Weh uns allen unendlich wohlgetan und mit heiliger Ehrfurcht uns erfüllt hat, das war der selbstlose, todesverachtende Opfermut der edlen Retter. Sie setzten freiwillig ihr Leben ein; sie wußten, der nächste Augenblick kann auch sie verderben, bevor sie den anderen Hilfe gebracht;

sie hätten ihr Leben dann umsonst geopfert, und auch ihre Frauen wären Witwen gewesen. Die Tat wäre darum nicht minder groß geblieben; doch das Lustgefühl der Freude — die Toten hätten es nicht mehr empfinden können. Und trotzdem unternahmen die kühnen Retter die schwere Arbeit! Warum? Nicht weil das große Werk sie mit edler Genugtuung erfüllte, das allein hätte nicht ausgereicht, um sie zu ihrem Tun anzuspornen. Wenn die sittliche Handlung, die wir vollbringen, zugleich unser Leben gefährdet, dann muß ihre Triebfeder eine stärkere sein. Nicht die Freude am Guten ist der reinste Beweggrund der edlen Tat, höher als das steht das eiserne Gebot der Pflicht. Aus Pflichtgefühl setzten jene Männer ihr Leben ein; aus Pflichtgefühl boten sie der Gefahr die Stirn; die Pflicht beseelte sie mit kühner Todesverachtung; die Pflicht erfüllte sie mit beispiellosem Mut. Nichts anderes als nur die Pflicht!

Pflicht! Meine Andächtigen! Damit ist das innerste Wesen der höchsten Sittlichkeit gezeichnet. Gewiß schließt das nicht aus, daß mit dem Pflichtgebot die Freude am Guten sich paart. Ja, ich möchte sogar sagen: wenn Pflicht und Liebe harmonisch auf das gleiche Ziel der Sittlichkeit gerichtet sind, dann hat der Mensch die höchste Stufe irdischer Vollkommenheit erreicht; aber das Pflichtgebot an sich ist doch das Höchste. Es ist stark in sich selbst und bedarf keiner anderen Stütze. In allen Lebenslagen bleibt es Sieger, auch wenn der, der ihm dient, darüber untergeht.

Und wißt ihr, worauf dies Pflichtgebot gerichtet ist? Auf die Wohlfahrt der Gesamtheit! Die Rechte der sozialen Menschheit sind sein einziges Ziel. Es liegt etwas Großes und Heiliges in diesem eisernen Gesetz der Pflicht, das nur eine Aufgabe kennt: das Glück der menschlichen Gesellschaft zu fördern — und nur einen Weg geht, den Weg, den der gute und reine Wille ihm zeigt. Von der Pflichttreue gilt das Wort: sie geht in der Arbeit für die anderen auf und bewahrt doch ihre Selbstständigkeit. Indem sie sich der Gesamtheit hingibt, feiert sie ihren höchsten Triumph. Sie hat keinen anderen Grund als sich selbst,

und keine andere Bestimmung als die, sich durchzusetzen. Wer von solcher Pflichttreue beherrscht wird, der ist ein unbedingt sittlicher Mensch, denn er übt die Sittlichkeit um ihrer selbst willen; er dient dem Guten, weil es gut ist. O, laßt auch uns nach diesem Ziele streben: sittlich zu sein um der Pflicht willen, das Gute zu tun, weil es gut ist! Laßt auch uns im Geiste des Wortes wirken, das Deutschlands größter Denker gesprochen: „Handle so, daß die Richtschnur deines Willens jederzeit zugleich als Grundlage einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte!" Das bleibe die große Aufgabe unseres Daseins, das mache den einzigen Inhalt unseres Schaffens aus: die Rechte der Menschheit zu fördern aus Pflichtgefühl um ihrer selbst willen! Wenn wir das tun, dann dienen wir der Menschheit, aber nicht nur ihr, sondern ohne daß wir es wollen und beabsichtigen, zugleich uns selbst. Denn auch wir sind ja nichts anderes als Glieder in der Kette der Gesamtheit.

Laßt uns der Gesamtheit leben, und wir leben uns. Wer sich an die Gesamtheit verliert, der findet sich in ihr geläutert wieder. Das bleibt das Ziel aller wahren Sittlichkeit. Dem Ziele zustrebend wollen wir unsere Kraft nutzen. Sittlichkeit — der Anfang und das Ende unseres Lebens! Amen.

18.

Aberglaube.

Wen du segnest, der ist gesegnet, und wen du verfluchst, der ist verflucht.
IV. B. M. 22, 6b.

Meine andächtigen Zuhörer!

Israel, so erzählt unser heutiger Wochenabschnitt, ist auf seinem Zuge nach Kanaan an der Grenze Moabs angelangt und bedroht nun die Gefilde dieses Landes. Da ergreift Angst und Entsetzen das moabitische Volk. In seiner Verzweiflung wendet sich Balak, der König von Moab, an Bileam, den Sohn Beors, einen heidnischen Weisen, der im Rufe eines gottbegnadeten Mannes stand und sich weit und breit eines ungewöhnlichen Ansehens erfreute. Die Boten Balaks schildern ihm mit beredten Worten die Gefahr, der nicht anders begegnet werden könne als durch einen Bannfluch Bileams. „Denn" — so schließen sie im Auftrage ihres Fürsten ihre Rede — „wir wissen, wen du segnest, der ist gesegnet, und wen du verfluchst, der ist verflucht." So hofft der moabitische Gewalthaber das israelitische Volk durch ein Zauberwort zu vernichten; er wähnt, der Bannspruch eines Bileam reiche aus, um den Siegeszug Israels zu hemmen. Wie tief mußte doch in Balak der Aberglaube wurzeln, wenn solche Vorstellungen in ihm entstehen konnten, und seltsam mutet uns die kindliche Harmlosigkeit an, die ihn von Bileams Wort Heil und Rettung erwarten läßt.

Doch sind wir wirklich berechtigt, des abergläubischen Balak zu spotten und über sein törichtes Verhalten mit überlegener Miene das Urteil zu sprechen? Wissen wir uns denn völlig

frei von dem Wahne des Aberglaubens? Gewiß, wir werden nicht wie Balak von dem Zauberspruche eines Menschen eine entscheidende Wirkung auf das Schicksal eines Volkes erwarten. So töricht und urteilslos sind wir nicht mehr. Doch ausgestorben ist deshalb der Aberglaube noch nicht. In mannigfachen Beziehungen unseres Lebens tritt er in Erscheinung, und mehr als anderswo gilt vielleicht gerade hier das Wort: „Nicht alle sind sie frei, die ihrer Ketten spotten." Ich denke dabei nicht einmal an den Aberglauben im bürgerlich-geselligen Verkehr. Darüber sprach ich vor Jahren einmal zu euch. Nein, ich will heute das Problem tiefer fassen. Ich will über den Aberglauben auf religiösem Gebiete zu euch reden. Ihn will ich in seinem innersten Wesen vor euch zergliedern, damit ihr ihn begreift und überwinden lernt.

Zwei Gebiete sind es, auf die er sich erstreckt: die übersinnliche Welt und die Welt der Erscheinungen. Beide müssen deshalb in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden.

Der Aberglaube, der sich auf die übersinnliche Welt bezieht, hat mit dem gesunden Glauben das eine gemein: beide halten Ideen und Vorgänge für wahr, die nie bewiesen werden können, weil sie die Grenzen menschlicher Erkenntnis überschreiten. Auch der gesunde Glaube kann die Vorgänge, auf die er gerichtet ist, nicht beweisen. Er hat für den Inhalt seiner Vorstellungen keine größere Gewißheit als der Aberglaube; beide wurzeln nur in der persönlichen Überzeugung der Menschen. Und doch gibt es etwas, das den Glauben himmelhoch über den Aberglauben erhebt. Das ist der sittliche Gedanke, von dem er getragen wird. Jeder Glaube an Ideen der übersinnlichen Welt muß der Stärkung der sittlichen Persönlichkeit dienen. Tut er das nicht, dann wird er zum Aberglauben.

Ein Beispiel. Wir glauben an Gott. Wir können zwar Gott nicht beweisen, aber der Glaube an ihn bietet uns das

trefflichste Mittel, um unseren Daseinszweck zu verwirklichen. Gott — die vollendete Heiligkeit, der wir uns nähern sollen! Damit ist die Notwendigkeit des Gottesglaubens gegeben. Wer an Gott glaubt, der glaubt an die sittliche Weltordnung, in der die Gottheit sich offenbart, und der schöpft aus diesem Glauben zugleich die Kraft, der sittlichen Weltordnung zu dienen. Wer an Gott glaubt, der glaubt an Wahrheit und Recht, und er macht sich selbst zum Träger dieser Güter; wer an Gott glaubt, der glaubt an die Würde des Menschen, denn der Mensch ist im Bilde der Gottheit geschaffen. Kurz: Gottesglaube ist Stärkung der Sittlichkeit.

Aber dieser Glaube darf nicht in Einzelvorstellungen sich verlieren; er darf nicht willkürlich das Wesen der Gottheit beschreiben, wie man etwa das Wesen des Menschen beschreibt; er darf nicht sagen: „So oder so stelle ich mir die Gottheit vor, als Lichterscheinung oder als himmlische Majestät." Was wäre dadurch für unsere Sittlichkeit gewonnen? Gar nichts, nur unsere Einbildungskraft hätte freies Spiel. Wir würden aus strebenden Menschen zu träumenden Phantasten. Ein solcher Glaube wäre Aberglaube.

Ein anderes Beispiel. Wir glauben an die Unsterblichkeit. Warum? Weil es uns sittliches Bedürfnis ist, auf eine Fortdauer zu hoffen, die uns die Möglichkeit einer unendlichen Annäherung an den heiligen Gott bietet. Solange wir auf Erden wandern, sind wir auch beim reinsten sittlichen Wollen von unserer irdischen Natur abhängig, „denn die Neigung des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf." Wie sollte da nicht der sehnsuchtsvolle Glaube in uns lebendig werden, daß die sittliche Arbeit, die wir hier begonnen haben, sich in der Ewigkeit fortsetzt? Welch beglückender Ausblick für den sittlichen Charakter: es gibt eine Zukunft, die dein Stückwerk vollendet! Welch ein Ansporn zu ernstem Schaffen! Welch kraftvolle Triebfeder für unser sittliches Wollen!

Freilich, weiter dürfen wir auch hier nicht gehen. Wir glauben an die Unsterblichkeit, weil dieser Glaube

unserer sittlichen Natur entspricht. Aber wir wissen nicht, wie die Unsterblichkeit sich gestaltet. Wir haben keine Vorstellung von dem Jenseits. Und wir brauchen sie auch nicht zu haben. Denn die Sittlichkeit wird dadurch nicht gefördert. Im Gegenteil, wer die Freuden und Leiden der anderen Welt bis ins einzelne ausmalt, wer von Lohn und Strafe und von Himmel und Hölle spricht, der setzt an die Stelle der freien Selbstbestimmung die sklavische Furcht; er macht Gott zum Tyrannen und den Menschen zu seinem Knechte. Ein solcher Glaube ist Aberglaube. Man kann ihn nicht beweisen, und er hemmt zugleich die sittliche Entwicklung. Nun stimmt ihr mir vielleicht zu: jeder Glaube, der auf das Gebiet des Übersinnlichen sich erstreckt, hat nur dann Berechtigung, wenn er sittlichen Zwecken dient; er wird zum Aberglauben, sobald ihm die sittlichen Zwecke fehlen.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir aber auch eine Weltanschauung bekämpfen, deren Träger zwar der Aufklärung dienen wollen, jedoch in Wirklichkeit den Aberglauben fördern. Ich meine den Atheismus. Seine Vorkämpfer wähnen, den Urgrund alles Seins begriffen zu haben, und pochen mit stolzem Selbstgefühl auf ihre Wissenschaft. Sie bestreiten das Dasein einer übersinnlichen Welt, weil ihr Auge sie nicht sieht und ihr Geist sie nicht begreift, und sie lösen alle Rätsel des Universums, indem sie die sichtbare Materie als das allein Seiende anerkennen, das ohne Zweckbewußtsein dem blinden Zufall dient. Sie stellen dem Glauben an die höchste Einheit in Gott den Glauben an die Allmacht des toten Stoffes gegenüber und erheben die Materie zum Schöpfer des geistigen Lebens. So rauben sie den Menschen ihre ideale Weltanschauung. Und welchen Ersatz können sie dafür bieten? Etwa eine zwingendere Beweiskraft ihrer Gründe? O nein, auch der Atheismus verlangt unbedingten Glauben, den Glauben an sein Dogma, das er durch nichts erweisen kann. Aber er verneint damit zugleich den Glauben an ein göttliches Weltgesetz, den Glauben an den heiligen, vollkommenen Weltengeist, den Glauben an die sittliche Weltordnung. Mit einem

Worte: er zerstört das sittliche Ideal der Gottgläubigen und bietet dafür keinen Ersatz. Sein Glaube ist Aberglaube. Man kann ihn nicht beweisen, und er verneint die sittlichen Zwecke der Menschheit.

Durch diese Erkenntnis ist uns unser Weg vorgezeichnet. Unsere Weltanschauung darf nur eine sittliche sein, ein Bekenntnis zu Gott als der höchsten geistigen und sittlichen Einheit, nach der wir streben, in der wir leben. Glaube, und nicht Aberglaube!

So gilt es für die übersinnliche Welt. Doch auch auf die Vorgänge in der Welt der Erscheinungen erstreckt sich der Aberglaube. Wir nennen ihn Wunderglaube. Wunderglaube ist Aberglaube, weil er im Reiche der Natur, das unserer Erkenntnis zugänglich ist, Dinge und Erscheinungen für möglich hält, die den Gesetzen der Natur widerstreiten. Der Wunderglaube hebt in der sinnlichen Welt im Gegensatz zu aller Erfahrung die ewigen, göttlichen Naturgesetze auf und läßt die Willkür Gottes an ihre Stelle treten.

Wißt ihr, wie dieser Wunderglaube entstanden ist? Er konnte nur entstehen durch die mangelnde Naturerkenntnis unserer Väter. Es ging ihnen wie allen naiven Völkern der Urzeit. Sie setzten den Unendlichen selbst als schöpferische Ursache, wenn ihr beschränkter Blick in der Welt der endlichen Erscheinungen die wirkende Ursache nicht erfaßte. Ihre Einbildungskraft arbeitete, wo ihre Erkenntnis versagte. Und was auf diese Weise ihre Phantasie geschaffen, das hat die Tradition geheiligt. Die Überlieferung der Jahrhunderte hat den Wunderglauben bis in die Gegenwart hineingetragen, und der Hang der Menschennatur zum Mystisch-Geheimnisvollen hält ihn in unseren Tagen noch lebendig.

Wie sollen wir nun den Wunderglauben bekämpfen? Sind wir vielleicht immer imstande, den wirklichen Verlauf der Ereignisse zu schildern und Ursache und Wirkung aneinander zu reihen, so daß sich auch dem blödesten Auge der innere Zusammenhang

enthüllt? Oft mag uns das möglich sein. Aber immer? Nein, m. A.! Mehr denn einmal stehen auch wir trotz unserer fortgeschrittenen Erkenntnis in dem Reiche der Erscheinungen unlösbaren Vorgängen gegenüber und wissen keine Antwort zu geben. Sollen also auch wir an Wunder glauben? Nein. Wunderglaube ist Aberglaube. Wir können wohl sagen: dies oder jenes vermögen wir noch nicht zu erklären, weil wir das Gesetz noch nicht kennen, dem es gehorcht, oder weil wir den inneren Zusammenhang noch nicht durchschauen, in dem Ursache und Wirkung sich vollziehen. Aber wir müssen immer zugleich mit aller Klarheit betonen: wir glauben im Reiche der sinnlichen Welt an keine Wunder, denn die Wunder verneinen die Gesetze der Natur. Wie in der übersinnlichen Welt das Leben sich abspielt, wissen wir nicht. Aber in der Welt der Erscheinungen herrschen ewige, göttliche Gesetze, die unserer Erkenntnis zugänglich sind und unwandelbar dieselben bleiben. Darum lehnen wir ab, was ihnen widerstreitet. Kein Wunder hebt sie auf.

Ich meine, wer so denkt, der hat für seinen sittlichen Charakter unendlich viel gewonnen, denn er verneint den Wunderglauben auch dort, wo er unserem sittlichen Streben am gefährlichsten ist: bei der Übung des Zeremonialgesetzes. Das Zeremonialgesetz, m. A., ist bis zu einem gewissen Grade notwendig. Wir bedürfen seiner als des Trägers der Glaubensgemeinde, und wir schätzen in ihm das Symbol sittlicher Ideen. Aber wir dürfen es nicht als ein Mittel betrachten, das uns mit der übersinnlichen Welt verbinden und die Gottheit beeinflussen soll, damit sie die Gesetze der Natur in den Dienst unserer Wünsche stellt. Ein solcher Glaube ist unwürdiger Aberglaube. Unwürdig, weil er durch toten Formendienst die Gottheit schmeichelnd gewinnen will; Aberglaube, weil er die jeweilige Änderung der Naturgesetze zu unseren Gunsten für möglich hält. Die Naturgesetze im Dienste der Einzelwünsche des Menschen! Ich brauche nur den Gedanken auszusprechen, und ihr erkennt ihn als törichten Aberglauben. Ihr bekämpft ihn, weil ihr ihn verwerft; ihr verwerft ihn, weil er aller Erfahrung widerstreitet.

Laßt uns unseren Glauben auf festen Boden stellen! Auf dem Gebiete der übersinnlichen Welt soll er die höchsten Ideen der Menschheit umschließen: Gott und Unsterblichkeit. Die Gewißheit ihres Seins — der Glaube, den wir bejahen, die Vorstellung ihres Seins — der Aberglaube, den wir verneinen. Und in der Welt der Erscheinungen gelten uns nur die ewigen Gesetze des Universums. Ihre zwingende Kraft regiert überall. Der Mensch ist Herr seiner selbst; aber auch die ewigen Gesetze der Natur muß er anerkennen. In diesem Bewußtsein ruht unser Stolz und unsere Demut, der Stolz unserer sittlichen Lebensarbeit und die Demut unserer Kleinheit und Schwäche im Angesichte der Ewigkeit. Amen.

19.

Glaubet und wirket!

Eine Konfirmationspredigt.

Nach Vollendung sollst du ringen
vor dem Herrn, deinem Gotte!
V. B. M. 18, 13.

Meine lieben Konfirmandinnen!
Andächtige Festversammlung!

Die Feier des heutigen Tages ist für euch, meine lieben Schülerinnen, hochbedeutsam. Denn ihr legt in dieser Stunde an geweihtem Orte und vor versammelter Gemeinde ein Bekenntnis ab, das für euer ganzes Leben Maßstab und Richtschnur bleiben soll. Nicht als ob dies Bekenntnis an sich etwas Neues wäre, das euch bis dahin fremd gewesen! O nein! Was ihr in dieser Stunde aussprecht, das lebt schon lange in eurer Seele; im Laufe der Jahre habt ihr es allmählich in euch aufgenommen. Die Erziehung im Elternhause, die Belehrung in der Schule und die mannigfachen Eindrücke, die Natur und Menschenwelt eurem jugendlichen Geiste geboten haben, all das hat zusammengewirkt, um die sittlich-religiösen Ideen in euch zu reifen, die die Feier dieser Stunde uns offenbart. Ihr gebt uns heute, was ihr unter unserer Leitung selbst geschaffen habt: das Bekenntnis eurer sittlich-religiösen Weltanschauung.

Freilich, abgeschlossen ist diese Weltanschauung noch nicht, kann sie noch nicht sein, denn ihr steht ja erst an der Eingangsschwelle des Lebens. Jeder Tag bringt euch neue Erkenntnis; jedes Ereignis bereichert eure Erfahrung, und all das wollt ihr doch nutzbar machen, um euren inneren Menschen zu bilden.

Ihr fangt erst an, euch zu entwickeln. Wie könnte eure Entwicklung schon vollendet sein! Kein Mensch auf Erden ist innerlich fertig. Wie könntet ihr euch dessen rühmen! Aber — und darin liegt die hohe Bedeutung dieser Stunde — ihr wollt euch durch das Gelöbnis, das ihr ablegt, vor Gott und Menschen zu den religiös-sittlichen Grundanschauungen bekennen, die das Judentum, die das reine Menschentum lehrt, und die unwandelbar durch alle Geschlechter dieselben bleiben. Wie euer sittliches Leben im einzelnen sich gestalten wird — ich weiß es nicht, ihr wißt es nicht. Die Zeit gibt eurem Leben erst seinen Inhalt. Aber das Fundament, auf dem eure sittliche Weltanschauung ruhen soll, muß heute vollendet sein; die Grundsätze, nach denen ihr euren inneren Menschen entwickeln wollt, müssen in euch feststehen. Euer sittliches Streben muß dem Schaffen des Künstlers gleichen, der an dem großen Werke seines Lebens arbeitet. Der Plan des Ganzen ist in seinem Geist fertig, bevor er beginnt. Doch wie er im einzelnen dem Plane gerecht wird, das offenbart ihm erst die Arbeit selbst. Der Künstler lernt im Schaffen. Je mehr er bei seinem Werke nach Vollendung strebt, desto mehr ist er ein Werdender. So sollt auch ihr Werdende sein, wenn ihr das Kunstwerk eures Lebens schafft. Die Form habt ihr in den Gedanken, zu denen ihr euch heute bekennt. Legt in die Form allmählich nur den rechten Inhalt hinein! In diesem Sinne sollt ihr auch das Wort verstehen, das ich als Text unserer Predigt voranstelle und als Geleitwort euch mitgebe für die Predigt eures Lebens: „Nach Vollendung sollst du ringen vor dem Herrn, deinem Gotte!"

So mögt ihr es halten
in eurem Glauben,
in eurem Wirken!

Das sei die Summe eurer Lebensarbeit: Nach Vollendung sollst du ringen vor dem Herrn, deinem Gotte!

Der Glaube an die Gottheit lebt in euch, seitdem ihr zu denken vermögt. Ihr fühlt und ahnt überall eures Gottes Nähe.

Besonders aber in den Monden und Wochen der Vorbereitung, die dem heutigen Tage vorangegangen sind, habt ihr mit mir das Dasein Gottes innerlich erfahren. Wenn wir von den Wundern des Weltalls sprachen, wenn wir der Menschheit ewigen Rätseln gegenüberstanden, wenn die Erscheinungen unseres Innenlebens, Geist und Gemüt, wie ungelöste Fragen auf Antwort drängten, dann klang es wie beseligende Gewißheit aus der Tiefe unseres Herzens: „Höre Israel, der Herr, unser Gott, der Ewige ist einzig!“ Und freudig bekannten wir aufs neue: ein göttliches Wesen waltet, in dem alle Widersprüche ausgeglichen werden. Wir fühlten die Einheit dessen, in dem wir alle leben; wir mußten an ihn glauben.

Und diesen Gottesglauben, zu dem ihr euch heute bekennt, den sollt ihr euch bewahren. Ich weiß: der Jugend ungebrochene Kraft will die Welt bezwingen und den Himmel stürmen; mit kühnem Wagemute sucht sie den Urgrund alles Seins zu erforschen und der Gottheit innerstes Wesen zu zergliedern. Im stolzen Selbstgefühle seiner überschäumenden Kraft spricht der jugendliche Geist das vermessene Wort: „Laßt mich den Gott erkennen, an den ich glauben soll! Was ich nicht begreife, das glaube ich nicht!“ So wähnt der Endliche den Unendlichen meistern zu können, und der Sterbliche von heute, den morgen vielleicht schon die Erde deckt, will das Wesen dessen umspannen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit dauert. Aber je älter der Mensch wird, desto bescheidener wird er, desto mehr ringt er sich zu der Erkenntnis durch, daß unserer Einsicht eine Grenze gezogen ist, über die wir nie hinauskommen. Wir können auf Erden Großes schaffen; aber die Unendlichkeit können wir nicht bezwingen. Darum beugt sich der gereifte Mensch vor dem, was er nie begreift; mit gläubiger Seele betet er an, was seinem Verstande auf ewig verschlossen bleibt: er glaubt an Gott. So sollt auch ihr es halten. Bleibt eurem Bekenntnis treu und glaubt an Gott! Wie ihr euch auch entwickeln mögt, gedenkt der Feier dieser Stunde und vermehrt nie die Zahl der oberflächlichen Naturen, die an Gott nicht glauben, weil sie Gott nicht erkennen! Je tiefer der

Mensch angelegt ist, desto gewaltiger ergreift ihn die Ehrfurcht vor dem Unfaßbaren, in dem alle Rätsel des Universums ihre Lösung finden. Darum glaubet an Gott!

Aber, meine lieben Konfirmandinnen, indem ich euch das ans Herz lege, will ich euch nicht schon jetzt auf einen Glauben verpflichten, der den Gottesbegriff in die Fesseln des Dogmas schmiedet und die Bewegungsfreiheit eures Geistes unmöglich macht. Ich verlange nicht von euch, daß ihr schon heute gelobt: „Wir wollen in unseren Gottesglauben auch alle die Vorstellungen und Begriffe einschließen, die, in der naiven Gläubigkeit unserer Ahnen wurzelnd, aus der Vorzeit überliefert und durch ihr Alter geheiligt sind!" Eure Überzeugung darf nicht der Sklave der Vergangenheit sein. Wie ihr den Einzelheiten des traditionellen Glaubens einmal gegenüberstehen werdet — ihr könnt es heute noch nicht wissen; darüber entscheidet erst die Entwicklung eures Innenlebens. Und ich sollte dennoch schon jetzt von euch fordern: nur so dürft ihr glauben und nicht anders! Das hieße, Vorsehung spielen; das hieße, euch die freie Selbstbestimmung rauben! Ich denke zu hoch von der Bedeutung dieser Stunde, als daß ich sie so entweihen könnte. Was ich heute von euch verlange, verlangen darf, das ist nicht der Gottesglaube der Überlieferung, das ist der Gottesglaube, den ihr in eurem eigenen Herzen erlebt habt; das ist nicht Dogma, das ist Religion; das ist das freudige Bekenntnis zu jenem tiefen Worte der Schrift: „Gott ist immerdar meines Herzens Fels und mein Teil." (Ps. 73,26)

Soll ich euch Dogmenglauben und Herzensreligion in ihrem Gegensatz zeichnen? In heiliger Waldesstille auf geweihtem Altar war „ein Feuer entzündet. Feierlich steigt die rote, rauchlose Flamme gegen die grünen Baumwipfel empor... Eine Lerche hüpft auf einen Zweig und schaut dem Feuer zu. Was hast du hier zu suchen? sagte die Flamme mit leisem Zischen. Hier ist mein Reich: ich diene Gott, da ich ihm geweiht bin; ihm zu Ehren brenne ich auf seinem heiligen Stein. Da erhob sich die Lerche jubelnd senkrecht in die freien Lüfte, gerade der Sonne entgegen." — So hat der Dichter das Bild gezeichnet. Versteht ihr

nicht des Bildes Deutung? Erkennt ihr nicht in dem lodernden Feuer auf jenem Altar den unduldsamen Dogmenglauben, der, abweisend und ausschließend, für sich allein die Seligkeit erstrebt? Echte Herzensreligion aber steigt jubelnd empor aus der Tiefe unserer Seele. Ihr Flug ist wie der Flug der Lerche, der aufwärts führt, gerade der Sonne entgegen. O, meine lieben Konfirmandinnen, wie auch euer Leben sich gestalten mag, diese reine Herzensreligion muß in euch lebendig bleiben. Sie ist das Fundament, auf dem eure Entwicklung ruht. Nach Vollendung sollt ihr ringen vor dem Herrn, eurem Gotte! Euer Streben muß wurzeln in dem Glauben an ihn.

Aber der Glaube allein macht noch nicht den Inhalt eines Menschendaseins aus. Er ist nur ein Vorgang in dem Leben unserer Seele; er ist das Innerlichste und Persönlichste, was es auf Erden gibt. Wir sind der Welt für unseren Glauben nicht verantwortlich. Und doch leben wir in der Welt; und doch bedürfen wir der Welt; die Menschen sind aufeinander angewiesen. Darum muß zu der Herzensreligion die Tat sich gesellen. Wir stellen neben den Glauben das Wirken. Nicht als ob die beiden Begriffe so ganz unabhängig voneinander wären! Nicht als ob ihnen jede innere Verbindung fehlte! O nein! Das rechte Wirken verlangt auch Glauben: den Glauben an das Göttliche im Menschen. Wo dieser Glaube nicht vorhanden ist, da ist jede sittliche Lebensarbeit unmöglich, denn nur aus ihm kann die sittliche Tat herauswachsen.

Und zu dieser Auffassung sollt auch ihr, meine lieben Konfirmandinnen, euch heute bekennen. Wie eure sittliche Weltanschauung im Leben sich betätigen wird, das könnt ihr noch nicht wissen; das hängt von den Schicksalswegen ab, die ihr gehen werdet. Aber das eine wißt ihr, weil ihr es innerlich erfahren habt: in uns allen ruht der Keim zum Guten; wir brauchen ihn nur zu entfalten. Gott schuf den Menschen in seinem Bilde. Und damit ist euch auch euer Lebensweg vorgezeichnet. Ihr müßt

den Tugendkeim in eurer Seele sorgsam pflegen, damit das Göttliche in euch zur vollen Entwicklung kommt. Seht ihr die Rosenknospe, die keusch und scheu ihren Kelch vor den Augen der Welt verschlossen hält? Wenn sie innerlich reif geworden ist, dann legt sie die Scheu ab, und weit öffnet sich die Blume, und ihre volle Schönheit strahlt dem Menschenauge entgegen, und ihr köstlicher Duft nimmt das Menschenherz gefangen. Was verborgen war, hat sich zur glutvollen Reife entfaltet. So soll es auch bei euch sein: das Göttliche in euch schlummernd, bis ihr durch eigene Kraft den Augen der Welt es erschließt! Eure Taten nichts anderes als eure nach außen sichtbar gewordene gottentstammte Natur!

Das aber könnt ihr nicht in einem Tage, nicht in einem Jahre erreichen; das ist die Arbeit eines ganzen Lebens. Denn wie der Rosenknospe Gefahren drohen, die die zarte Pflanze vernichten können — der Frosthauch von außen und der nagende Wurm im Innern —, so ist auch der Tugendkeim in eurer Seele von Feinden umringt, die seinen Bestand gefährden. Es lebt in uns allen die Neigung zum Bösen; es droht uns allen die Verführung der Welt. Was soll ich euch darüber sagen? Das Leben lehrt es euch früh genug. Nur warnen will ich euch und hinweisen auf die innere Kraft, die euch als Sieger zum Ziele führt. Zwei Worte gibt es; sie schließen die ganze sittliche Welt in sich ein: Du sollst! Diese Worte leben in eurem Herzen, diese Worte klingen durch eure Seele: Du sollst! Sie sind in eurem Innersten lebendig, seitdem ihr zu denken vermögt: Du sollst! Wer sie in euch hineingelegt hat? Wer sie in euch ertönen läßt? Die Gottheit spricht aus ihnen: Du sollst! Das ist das große Gebot der Pflicht, das alle Zweifel ausschaltet und alle Schwierigkeiten überwindet: Du sollst! O hört auf diese innere Stimme, wenn ihr im Kampfe des Lebens steht! Sie trügt und täuscht euch nie, denn sie schöpft ihre Kraft aus der Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Sie arbeitet nicht mit Gründen, sie überredet nicht durch Worte, sie sagt nicht „denn" und nicht „weil", sie zwingt durch sich selbst: Du sollst! Ihr

Ziel ist die Alleinherrschaft der Pflicht, und wo unsere Neigung der Pflicht widerstreitet, da feiert sie den höchsten Triumph: sie unterwirft die Neigung dem Gebote der Pflicht: Du sollst! Köstlicheres kann ich euch, meine lieben Konfirmandinnen, in dieser Stunde nicht geben als dieses Wort, das schon in euch lebt: Du sollst! Höret auf seine Stimme, damit ihr gute Menschen werdet!

Aber ihr könnt nur darauf hören, wenn ihr das Wort in euch nicht erstickt. Darum bleibt vor allem wahr gegen euch selbst! Erhaltet euch die unbeugsame Wahrhaftigkeit, die den Schein haßt und die Lüge bekämpft, die Wahrhaftigkeit, die klar sehen will und sich nicht selbst verblendet! Unsere Alten erzählen in ihrer sinnigen Art: Als Gott den Menschen schaffen wollte, da stritten die Engel untereinander. Die Liebe sprach: er werde geschaffen, denn er wird Liebe üben; die Wahrheit flehte: er werde nicht geschaffen, denn er wird Lug und Trug ersinnen; die Barmherzigkeit bat: er werde geschaffen, denn er wird Gutes im Leben tun; der Frieden sprach: er werde nicht geschaffen, denn er wird Hader und Zank verbreiten. Da nahm Gott die Wahrheit und schleuderte sie zur Erde nieder. Entsetzt wichen die anderen Engel zurück, und aus bebendem Herzen fragten sie: O Herr, warum hast du das getan? Doch Gott antwortete: Laßt nur! Wenn die Wahrheit erst auf Erden weilt, dann strebt sie von selbst wieder zum Himmel empor. (Br. rabba, Par. VIII)

Hört ihr's, meine lieben Konfirmandinnen? Die Wahrheit strebt zum Himmel empor! Wer gegen sich selbst wahr ist, der erhebt sich vom Staube der Erde und wird zum Ebenbilde Gottes, denn er täuscht sich nicht selbst, er hintergeht sich nicht selbst, er lauscht dem Gebote in seiner Seele: Du sollst! Sein Wirken ist ein Wirken der Pflicht.

So sollt auch Ihr es halten. Glaubet, damit ihr wirket! Wirket, damit ihr lebet! Leben heißt streben; leben heißt kämpfen; leben heißt nach Vollendung ringen vor dem Ewigen, unserem Gotte. Amen.

20.

Das Gotteshaus.

Gehalten bei der Einweihung der neuen Synagoge in Bielefeld am 20. September 1905.

> Wie ehrfurchtgebietend ist diese Stätte; fürwahr, hier ist ein Gotteshaus; hier ist die Pforte des Himmels!
>
> I. B. M. 28, 17.

Andächtige Festversammlung!

Der heutige Tag ist ein Ehrentag für unsere Gemeinde. Was seit Jahren als heißer, sehnsuchtsvoller Wunsch in uns gelebt, was wir in stillem, geräuschlosem Schaffen vorbereitet haben, nun ist es erreicht. Die Hoffnung unserer Seele ist Wirklichkeit geworden. Wir haben ein neues Gotteshaus, und wir weihen es heute dem Dienste des Herrn. Uns ist zumute wie dem Wanderer, der ein großes Ziel erreicht hat. Wir sind in der Seelenstimmung eines Menschen, der vollendet schaut, woran er seine beste Kraft gesetzt; und jubelnder Dank entströmt unserem Herzen, und jubelnder Dank drängt sich auf unsere Lippen: wir danken Gott, daß er uns diesen Tag hat erleben lassen. Doch mit dem Dankeswort allein ist es nicht getan. Und ob es auch heiß und innig von unseren Lippen strömt, das Wort ist nur ein Kind des Augenblicks, und der Klang verhallt, und der Laut erstirbt, wie die Stimmung schwindet, aus der es geboren ist. Wir müssen zu dem Dankeswort die Dankestat gesellen, wir müssen aus der Feier dieser Stunde ein Bleibendes für uns gewinnen. Die Weihe des heutigen Tages muß den Gedanken in

uns rege machen: nur wir selbst können das neue Gotteshaus zur dauernden Andachtsstätte gestalten. Denn der stolze Bau, den wir aufgerichtet haben, trägt nicht in sich schon seinen Wert; er wird erst dann zum Tempel des Herrn, wenn warmherzige, hochgesinnte Menschen in ihm weilen. Nicht der Ort heiligt unsere Gesinnung, sondern unsere Gesinnung heiligt den Ort. Und so kann auch unser Gotteshaus seinen Segen nur spenden, wenn wir mit dem rechten Geiste es betreten. Wir müssen in ihm suchen, und wir werden in ihm finden: Andacht, Lehre, Leben. Dann bringt es uns köstlichen Gewinn; dann setzen wir den Gottesdienst, den wir hier begonnen haben, draußen fort, und unser ganzes Wirken wird zur Dankestat vor dem Herrn. Dann gilt auch von unserem Heiligtum das schöne Wort, das Jakob einst gesprochen: „Wie ehrfurchtgebietend ist diese Stätte; fürwahr, hier ist ein Gotteshaus, hier ist die Pforte des Himmels!" Denn unser Tempel wird uns dann

zum Hause der Andacht,
zur Stätte der Lehre,
zum Quell des Lebens.

Andacht ist das Sehnen des Menschen nach dem Unendlichen. Andacht ist das Ahnen des Göttlichen in dem Gemüte des Sterblichen. Andacht ist das Sichversenken des Staubgeborenen in den ewigen Weltengeist. Wir vergessen das Irdische und finden uns in dem Ewigen wieder. So stark ist diese Andacht im Gemüt, daß sie im Auge sich spiegelt. Der traumverlorene Blick läßt uns der Seele Sehnen nach der Gottheit ahnen. Wir Menschen bedürfen solcher Stimmungen, wenn wir nicht im Treiben der Welt untergehen wollen. Ich las einmal eine schlichte Erzählung: Es baute jemand ein hochstöckiges Haus. Die Leute lächelten, als er noch einen Turm darauf setzte, „und wahrlich, zur Verschönerung diente das seltsame Ding nicht. Und Nutzen konnte es ebensowenig bringen, denn es enthielt nur die schmale Treppe und oben ein einziges Zimmer mit Fenstern auf jeder Seite, ...

und kalt war es auch, und der Wind pfiff um die Fenster.... Täglich aber begab sich der Herr des Hauses da hinauf, meist des Abends nach getanem Werk, oder auch des Morgens, bevor er an die Arbeit ging, und schaute lange über die Dächer hinaus in die endlose graugrüne Ebene mit ihrem weiten, niedrigen Horizont, und wenn er wieder herabkam, war er stark und froh. Denn man muß jeden Tag einmal hoch hinaufsteigen und weit hinausschauen, damit man die große, große Sehnsucht behält, so sagte er," die Sehnsucht nach dem Ewigen, dem Göttlichen.

So soll es auch bei uns sein. Die Andacht unserer Seele sei die Höhe des Lebens, zu der wir bisweilen hinaufsteigen, damit wir die große Sehnsucht uns bewahren, die Sehnsucht nach dem Ewigen, dem Göttlichen. Und diese andachtsvolle Stimmung suchen wir im Gotteshaus, finden wir im Gotteshaus. Wohl ist auch die Natur ein Tempel des Unendlichen, wohl dient auch die Kunst dem Unvergänglich-Ewigen, und wo wir ihren Odem verspüren, da zieht es wie Andacht durch unsere Seele. Das Rauschen des Meeres und das Brausen des Sturmes, das Rollen des Donners und das Zucken der Blitze, der ewigen Bergriesen gewaltige Steinmassen und der Gestirne zahlloses Heer im unendlichen Raum, sie wecken in uns die Ahnung des Göttlichen, so daß wir in Andacht vor dem Weltengeist uns beugen. Und wo unser Auge ein vollendetes Kunstwerk schaut, und wo unser Ohr der Töne harmonischem Wohlklang lauscht, auch da wissen wir dem Unendlichen uns nahe: uns ist es, als wären wir dem Irdischen entrückt, und andachtsvolle Stimmung lebt in unserer Seele. Und doch, ein anderes ist es um die Andacht im Gotteshause. Schon der Gedanke: diese Stätte ist dem Herrn geweiht; hier sind wir alle, wenn auch nur auf Augenblicke, losgelöst von dem Treiben der Welt; hier regt sich in uns allen derselbe Wunsch, dasselbe Verlangen: wir wollen in die Gottheit uns versenken — schon dieser Gedanke bannt jede unlautere Regung aus unserem Herzen. Wir bringen, wenn wir dieses Haus betreten, das Köstlichste von draußen mit herein: die natürliche Ehrfurcht vor dem gottgeweihten Tempel. Und mit der Stimmung des Menschen

paart sich die Stimmung des Raumes, und zu der Weihe der Seelen gesellt sich die Weihe des Hauses, und mit der Sprache des Herzens eint sich die Sprache der Töne. Die Andacht des Gotteshauses atmet vollendete Harmonie. Es ist, als ob wir weltentrückt auf eines Berges Gipfel ständen, und die Erde unter uns ist so nichtig und so klein. Wir sind dem Himmel nahe. Aus solcher Stimmung erwächst das Gebet. Und wenn es auch nicht in Worte sich kleidet, und wenn es auch nur stumm auf dem Grunde unserer Seele ruht, ein solches Gebet, aus solcher Andacht geboren, packt und erhebt den ganzen Menschen.

Wohl gibt es Charaktere, die von all dem nicht berührt werden. Ihr Denken und Sinnen ist nur auf das Nüchterne gerichtet, und alle Beziehungen des Lebens lösen sich ihnen in Zahlen und Formeln auf. Doch ob auch treffliche Menschen unter ihnen sein mögen, wackere Bürger und redliche Arbeiter, es fehlt ihnen das Beste, das Höchste: die Harmonie der Seele. Es fehlt ihnen die Begeisterungsfähigkeit für das Göttliche. Ihr Herz ist kalt wie das Eisfeld des Nordens, das der leuchtende Sonnenstrahl nicht erwärmt und befruchtet.

Drum laßt uns pflegen, was wir haben, drum laßt uns halten, was wir finden: Andacht im Gemüte als dieser Stätte köstliche Gabe. Dann gilt's auch von dem Tempel, den wir weihen: Fürwahr, hier ist ein Gotteshaus, hier ist die Pforte des Himmels!

Doch die Andacht ist nur eine Stimmung der Seele, und Seelenstimmungen bleiben nicht, können nicht bleiben, denn sie sind die Feiertagsstunden unseres inneren Lebens. Darum schöpft die Andacht allein des Gotteshauses Segenskraft nicht aus. Zu der Befriedigung des Herzens kommt die Anregung des Geistes. Wir sollen auch Lehre und Erkenntnis hier gewinnen. So will es die Auffassung des Judentums von der Bestimmung des Gotteshauses. Selbst in den trübsten Zeiten sind unsere Väter dieser Anschauung treu geblieben: das Gotteshaus zugleich ein Lehr-

haus. Und die Lehre, die uns hier gespendet, und die Erkenntnis, die uns hier vermittelt wird, sie sind geschöpft aus dem Buche der Bücher, und sie gelten dem Höchsten, dem Reinsten, dem Wesen Gottes und der Würde des Menschen.

Hier wird das Wesen Gottes uns gelehrt. Nicht etwa, als ob wir mit unseren Begriffen seine Natur erschöpfen könnten! Das wäre vermessenes Beginnen! Wer kann den Einig-Einzigen je fassen und begreifen? Was hier im Gotteshause von ihm gelehrt wird, ist nur der schwache Ausdruck menschlicher Erkenntnis: das Bild des Unendlichen, wie es im Geiste des Endlichen sich spiegelt. Und ob wir es auch in glänzenden Farben malen, unsere beste Beredsamkeit, sobald sie das Wesen der Gottheit schildern will, bleibt nur ein hilfloses Stammeln. Und doch, so gering auch das, was wir von der Natur des Einzigen begreifen, im Lichte des Unendlichen sein mag, es ist viel, es ist alles für den sterblichen Menschen. Denn es ist die Summe der höchsten und reinsten sittlichen Begriffe, die unsere besten Geister verkündet haben. Gälte es nur, Gott zu erkennen, wie er draußen im All sich uns offenbart, wir brauchten keinen Tempel als Lehrstätte für die Menschen. Denn in des Universums ewigem Reich spricht die Größe des Allmächtigen für sich selbst. Hier im Gotteshause aber lernen wir den Höchsten kennen, wie die Propheten ihn gezeichnet haben und wie er unserem Wesen verwandt ist: als das Ideal der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, als das Urbild der Liebe und Treue, als den Heiligen, Vollkommenen, als die höchste sittliche Einheit. Das Beste und Reinste, das Edelste und Erhabenste, das wir auf Erden schauen, wir fassen es als Abbild der Gottheit. Das ist das Große an dieser Gottesauffassung: sie hebt die sittlichen Begriffe aus dem Rahmen der Vergänglichkeit heraus und überträgt sie auf den ewigen Gott. So wird der unsterbliche Gedanke geboren: ob auch die Sitten wechseln, die Sittlichkeit besteht; sie ist unwandelbar, denn sie ruht in Gott. Nicht menschliche Willkür kann darüber bestimmen; das Ewige bleibt dem Ewigen. Und ob im Getriebe der Welt das Gute auch oft zu erliegen droht, ob Stürme es umbrausen, ob Kämpfe

es bedrohen, das Gute kann nicht untergehen, es ringt sich durch, es strebt empor. Das Ewige bleibt dem Ewigen. Das ist die Lehre von der sittlichen Weltordnung, die das Gotteshaus im Geiste der Bibel predigt.

Und dann die Lehre von der Würde und Bestimmung des Menschen! Manch goldenes Wort steht in dem Buche der Bücher darüber geschrieben, und zwei unserer größten Gesetzeslehrer, Rabbi Akiba und Ben Asai, haben schon vor achtzehnhundert Jahren darüber gestritten, in welchem Satze der heiligen Schrift die Würde des Staubgeborenen am schönsten gezeichnet sei. Akiba nannte das herrliche Wort, das wir im 3. Buche Mose lesen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!", denn es verlange die ungeteilte Hingabe des Menschen an den Menschen. Ben Asai aber meinte: Höher noch steht mir das andere Wort auf dem ersten Blatte der Thora: „Gott schuf den Menschen in seinem Bilde"; denn dieses Wort erhebt den Staubgeborenen zum Kinde des Ewigen und weist ihm seine Pflichten als einem gottentstammten Wesen zu. — Dieser Streit der Meinungen aus den Tagen der Vorzeit ist kennzeichnend für die Gesinnung unserer Alten. Wer so die Würde des Menschen zu lehren weiß, der muß die Erkenntnis von dem unendlichen Werte der einzelnen Menschenseele tief in seinem Innern tragen. Ob Akiba oder Ben Asai, die Anschauung eines jeden von ihnen spiegelt die Lehre des Judentums von der Würde des Menschen vollendet wieder. Und das machte ihre Worte so bedeutsam: sie drangen in das Volk hinein. Wie die Meister im Lehrhaus das Schriftwort erklärten — die Jünger hörten es, die Jünger nahmen es in sich auf und trugen es in die Massen hinein; es klang wie eine Predigt aus dem Gotteshause: Gott schuf den Menschen in seinem Bilde, drum liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Das Bibelwort ward zum Volkswort.

So ist es damals gewesen, und so soll es heute sein: das Gotteshaus — ein Lehrhaus. Und ob die Zeiten sich auch geändert und die Menschen sich gewandelt haben, der Geist ist derselbe hier wie dort: Gott schuf den Menschen in seinem Bilde, darum liebe deinen Nächsten wie dich selbst! So klingt es durch die

Jahrhunderte als Lehre unserer Bibel; so dringt es in unsere Herzen als Lehre dieses Hauses: das Wesen Gottes — die höchste sittliche Einheit; die Würde des Menschen — ein Ringen nach dem Göttlichen. „Gesagt wurde dir, o Mensch, was gut ist, und was der Ewige von dir fordert: Recht tun, Liebe üben und in Demut wandeln vor deinem Gotte." O laßt uns pflegen, was wir haben, o laßt uns halten, was wir finden: Lehre und Erkenntnis als dieses Hauses köstliche Gabe! Dann gilt's auch von dem Tempel, den wir weihen: Fürwahr, hier ist ein Gotteshaus, hier ist die Pforte des Himmels!

Aber Lehre ist noch kein Leben, Erkenntnis noch kein Schaffen. Die Einsicht unseres Geistes muß erst zum gottgefälligen Werk sich wandeln. Die Erleuchtung, die wir hier gewinnen, muß der Baum sein, an dem draußen die menschenbeglückende Tat als edelste Frucht reift. Dann wird das Gotteshaus erst zum Quell des Lebens. Das ist es ja, was unsere Alten meinen, da sie die sinnige Sage erzählen: Als Mose am Fuße des Sinai in grollendem Zorne die beiden Bundestafeln zu Boden schmetterte, daß sie zerbrachen, da wurden die Buchstaben des Dekalogs lebendig und stiegen aus den Trümmern empor und zogen hinaus in die Welt und drangen hinein in die Herzen der Menschen. Hört ihr's? In die Herzen der Menschen, aus denen das Leben quillt. Religion soll Leben sein! Aber sie wird erst Leben, wenn sie Tat wird, wenn aus der Andacht der Seele und aus der Erkenntnis des Geistes das zielbewußte Schaffen herausquillt, das den Menschen dem Menschen verbindet. Wir mögen in dem Tempel noch soviel Erbauung finden, wir mögen aus dem Gotteshause noch soviel Belehrung schöpfen, solange die Gesinnung nicht Handlung wird, bleibt der Gottesdienst Formendienst: Worte, nur Worte, aber kein Herz, keine Seele! Lippenfrömmigkeit, aber kein Judentum! Das Judentum will Leben, will Tat, will Gottesfurcht durch Menschenliebe. Schlagt unsere heiligen Urkunden auf, lest nach in dem Buche der Bücher! Wer wird uns dort vor die

Seele gestellt? Charaktere, die unsere Vorbilder sein sollen: Menschen, die gleich uns geirrt und gefehlt, aber durch ihre gottentstammte Natur zum lauteren, sittlichen Wandel sich durchgerungen haben. Sie strauchelten, und sie richteten sich wieder auf. Das ist das Bedeutsame an unseren biblischen Helden: sie waren Menschen wie wir. Ihr Leben war Wirklichkeit, ihre Religion war Tat. Wir können von ihnen lernen.

Und dann unsere Propheten, diese einzigartigen Charaktere in der Kulturgeschichte der Menschheit! Ihr ganzes Auftreten predigt uns: Religion ist Leben. Sie wußten sich als Träger ewiger Ideen, für die sie gekämpft und gelitten haben; ihre ganze Persönlichkeit setzen sie dafür ein. Gewiß, die Menschheit hat Geisteshelden aufzuweisen, die größer waren als unsere Propheten; gewiß wird uns von Männern berichtet, die mit mehr Schulweisheit ihre philosophischen Begriffe von Gott und Menschen vorgetragen haben; aber in dem einen sind unsere Propheten nicht übertroffen worden, in der lebensvollen Betätigung ihrer Gottesfurcht und Menschenliebe, in dem todesmutigen Kampfe gegen die Sittenlosigkeit ihrer Zeit, in der sozialen Fürsorge für die Armen und Gedrückten: ihre Religion war Leben, heißes, glutvolles Leben, das sich aufopfert für das Recht. Und Israels Geschichte aus späterer Zeit, kündet sie uns nicht hundert- und tausendfältig: Religion ist Leben? Schon der Vorgang allein, daß unsere Väter trotz Kampf und Tod, trotz Sturm und Leid den Gedanken des Monotheismus siegreich durch die Jahrhunderte getragen haben, ist Zeugnis für des Judentums unverwüstliche Lebenskraft. Unser Bekenntnis mußte bestehen, weil die Idee, die in ihm ruht, unsterblich ist. Hier hat die alte Wahrheit aufs neue sich bewährt: nicht die Menschen tragen die Ideen, sondern die Ideen tragen die Menschen, und eine der höchsten und reinsten Ideen ist die Religion; sie ist ewig, denn sie ist göttlich. Wer ihres Odems Hauch verspürt, der steht in ihrem Bann. Auch sein Leben wird Religion. Laßt uns daraus lernen! Laßt uns durch unsere Tat bekunden, daß die Saatkörner, die im Gotteshause ausgestreut werden, auch in unserer Seele Wurzel fassen

und keimen und sprossen und köstliche Früchte reifen! Unser Leben sei Religion! Unsere Religion sei Leben!

Meine Andächtigen! Israels Propheten, diese gottbegeisterten Schöpfer der optimistischen Weltanschauung, haben mit kühnem Seherblick in die Zukunft der Zeiten geschaut und den Tag verkündet, da Gotteserkenntnis und Menschenliebe die Erde erfüllen, wie Wasser die Meerestiefen bedecken. Wann dieser Tag uns erstehen wird, ich weiß es nicht, kein Mensch kann es wissen. Jahrtausende mögen noch dahinrauschen im Strome der Zeit, ehe das große Prophetenwort sich erfüllt. Aber das eine weiß ich ganz gewiß: nicht durch ein Wunder wird die Stunde uns geboren, nicht auf ein göttliches Geheiß ersteht sie uns über Nacht. Wir müssen sie selber vorbereiten im Gange der natürlichen Entwicklung. Wir sitzen selber am Webstuhl der Zeit und helfen des Schicksals Fäden spinnen. Und ob der einzelne auch nur wenig vermag, im kleinen Kreise müssen wir alle wirken. Denn auf der Arbeit des einzelnen ruht der Erfolg des Ganzen. Wer unter uns möchte die Verantwortung tragen, wenn einst über unser Geschlecht geurteilt würde: es hat der Menschheit großen Zwecken nicht gedient! Drum laßt uns pflegen, was wir haben, drum laßt uns halten, was wir finden: unser Leben sei Religion! Unsere Religion sei Leben! Dann gilt's nicht nur von dem Tempel, den wir weihen, dann gilt's von jeder Stätte, wo wir ein gutes Werk vollbringen, dann gilt's von unserem Herzen, unserer Seele: Fürwahr, hier ist ein Gotteshaus, hier ist die Pforte, die den Himmel öffnet, die Pforte der Ewigkeit! Amen.

21.

Das Alter.

Gehalten bei der Einweihung des israelitischen Altersheims für Westfalen und die angrenzenden Gebiete in Unna am 9. Juli 1905.

Wie schön sind deine Zelte, Jakob!
Wie herrlich deine Wohnungen,
Israel! IV. B. M. 24, 5.

Andächtige Festversammlung!

„Diesen Tag hat der Herr gemacht; laßt uns mit Freude ihn feiern!" So lesen wir es in dem Buche der Bücher, und so klingt es jubelnd durch unsere Seele. Das Werk, das barmherzige Liebe erdacht und vorbereitet hat, ist nun vollendet. Des freuen wir uns in dieser Stunde. Und mit der Freude paart sich der Dank. Dank vor allem dem ewigen Gott, der das Werk beschirmt und die Arbeit gesegnet hat; Dank dem trefflichen Meister, der, unterstützt von treuen Helfern, das Haus gebaut hat in seiner schlichten Schönheit; Dank endlich all den wackeren Männern und edlen Frauen, die mit opferfreudigem Sinn und tatkräftiger Schaffenslust selber eingegriffen und die Herzen gewonnen und die Hände geöffnet haben. Ihnen allen, allen gilt unser heißer Dank. Und ob auch manche von denen, die das Werk gefördert haben, heute schon unter dem Rasen schlummern, wir ehren ihr Andenken in treuer Liebe um dessentwillen, was sie getan. Aber mögen Freude und Dank noch so berechtigt sein, wenn wir das Geschaffene heute überschauen — wir wollen und dürfen doch nicht vergessen, daß wir erst am Anfang unserer Arbeit stehen. Das Haus ist vollendet, aus Holz und Steinen aufgerichtet, ein Wohlgefallen unserem Auge. Aber zur Heimstätte für unsere

Greise müssen wir es erst gestalten. Wenn es denen, die in seine Räume einziehen, ganz zum Familienhaus werden soll, zur Stätte traulicher Behaglichkeit, dann müssen wir mit dem Geist der Familie es erfüllen. Was wir als höchstes Glück des eigenen Heimes preisen, das fordern wir auch für unser Altersheim: Liebe, Frieden, Gottesfurcht. Wenn dieses Dreigestirn in seinen Räumen leuchtet, dann gilt auch von ihm das begeisterte Lob, das nach dem Schriftabschnitt des kommenden Sabbats den Vätern in der Wüste einst gespendet ward — es sei der Text zu unserer Weihepredigt: „Wie schön sind deine Zelte, Jakob! Wie herrlich deine Wohnungen, Israel!" Denn schön und herrlich strahlt dann dieses Heim

als ein Zeugnis der Liebe,
als ein Haus des Friedens,
als eine Stätte der Gottesfurcht.

Das Altersheim ein Zeugnis der Liebe! M. A.! Als zum ersten Male der Gedanke angeregt wurde: wir wollen ein Haus bauen für die greisen Männer und Frauen, denen das stille Glück und die sorglose Beschaulichkeit des eigenen Heimes versagt geblieben ist, da fand der Gedanke freudigen Widerhall, und das alte jüdische Herz wurde lebendig, und tief aus seinem Innersten heraus quoll der Strom der Mildtätigkeit, die von je und je ein Merkzeichen unseres Stammes war. Sie gab gerne, und sie gab viel, und in ihrem Geben fand sie ihr Glück. So hat sie dieses Haus geschaffen als ein Denkmal barmherziger Liebe. Doch das Werk ist erstanden auf konfessionellem Boden. Ich weiß, die wahre Liebe ist nicht konfessionell; ihr Auge sieht auf jedes Leid, ihr Herz umspannt die ganze Welt. So lehrt es die Religion, so steht es geschrieben in unserer Seele. Aber ich weiß auch, die wahre Liebe ist duldsam, und weil sie duldsam ist, mußte sie das Werk auf konfessionellem Boden errichten. Die greisen Männer und Frauen, die hier ein Heim finden, bringen als ihr Teuerstes die heilige religiöse Überzeugung mit,

die tief in ihrem Innersten lebt. Und was sie da draußen in der Welt so viele Jahre geübt und gepflegt haben, was in Sturm und Not ihr Trost und ihre Hoffnung war, das sollen sie hier drinnen wiederfinden: dasselbe Bekenntnis, dieselben Gebete, dieselben religiösen Sitten und Bräuche, an denen ihre Seele hängt. Das gibt ihrem Herzen die Ruhe und ihrem Gemüte das Gleichgewicht. Und so darf ich es sagen: die Liebe, die in solchem Geiste auf konfessionellem Boden schafft, dient dem wahren Menschentum, denn sie dient dem Seelenfrieden ehrwürdiger Greise. Indem ich das ausspreche, bin ich der Zustimmung aller gewiß, welchem Bekenntnisse sie auch angehören. Wir haben ja alle das gleiche Ziel: Beglückung der Menschen! Und die Engel, die zu diesem Ziele uns geleiten, sind dieselben hier wie dort: Edelsinn und Barmherzigkeit.

Wir danken ihnen auch dieses Haus. Barmherzige Liebe hat es geschaffen; barmherzige Liebe soll in ihm wirken. Das Altersheim wird zum Familienhaus erst durch die Liebe, die drinnen waltet. Sie sinnt und sorgt; sie schafft und hilft mit besonnenem Geist und mit treuem Gemüt, mit ruhiger Würde und mit freundlichem Blick. Sie zeigt Verständnis für die Wünsche des Alters und prüft sie wohlwollend mit Kopf und Herz. Sie geht in dem Sorgen für die Greise auf und lebt in ihre Seelen sich hinein. Es ist die einsichtsvolle Liebe, die denkt und fühlt zugleich. Sie fordert von dem, der sie übt, viel Selbstverleugnung und viel Herzenstakt, aber sie spendet ihm auch das höchste Gut: sie trägt ihren Lohn in sich selbst. Ich las einmal eine Geschichte von Menschen, die das Glück suchten, der eine im Genuß, der andere im Erwerb, der dritte in der Wissenschaft. Der Genuß berauschte die Sinne, doch er ging vorüber — und das Glück blieb fern; der Erwerb mehrte die Schätze, doch er reizte die Habgier — und das Glück blieb fern; die Wissenschaft erleuchtete den Geist, sie brachte das Glück ihm nahe; doch der bange Zweifel griff an das Herz: was ist Wahrheit? — und das Glück blieb fern. Da war aber eine barmherzige Pflegerin; selbstlos und aufopfernd gab sie aus dem reichen Schatze ihres Herzens den Armen

und Bedrängten, die ihrer Hilfe bedurften. Sie lebte ein Leben der Liebe. Und als sie dann auf ihrem Sterbelager ruhte, da traten vor ihr geistiges Auge die Menschen alle, denen sie Liebes getan; das machte sie glücklich, und ihr Antlitz spiegelte den Frieden ihrer Seele wieder. Sie hatte das Glück gefunden; sie hatte das ewige Leben gewonnen, denn noch im Verscheiden fühlte sie: „Solche Liebe ist stärker noch als der Tod.“ Und solche starke Liebe soll auch in diesem Hause walten, die Greise beglückend, und dadurch selbst beglückt.

Wer in unser Altersheim eintritt, der muß es lesen in jedem Antlitz, der muß es sehen in jedem Winkel: Wie schön und herrlich sind dieses Hauses Räume, schön und herrlich durch den Geist der Liebe!

Das Altersheim ein Haus des Friedens! Frieden, m. A., ist ein inneres Erlebnis, ist eine Stimmung der Seele. Ihr findet ihn nicht im Kampf und Sturm der inneren Entwicklung; ihr findet ihn nicht im Wachsen und Werden des reifenden Menschen; nur der besitzt ihn, der eine abgeklärte Weltanschauung sich erkämpft hat. Die Jugend in ihrer Unfertigkeit, der Mann in seinem Wagemut, sie streben nach Frieden, sie wollen ihn erst erringen; aber der Greis im Silberhaar, der hat Frieden, der ist Frieden; sein ganzes Wesen atmet Frieden. Ich möchte in einem Bilde sprechen. Der Wanderer schreitet rüstig seines Weges. Vor ihm der Berg, den er erklimmt; hinter ihm das Tal, das er verläßt. Und je höher er steigt, und je weiter er kommt, desto mehr verstummt das Lärmen des Tales, bis es endlich in der Ferne leise verhallt. Und wenn er dann oben steht, und die Luft ist so rein und die Welt liegt so weit mit all ihren Sorgen und all ihren Mühen, dann fühlt er sich frei, dann weiß er sich stark, und es wird still und ruhig in seiner Seele. Und er schaut zurück auf den Weg, den er gegangen ist, und die Freuden und Mühen seiner Wanderung sind ihm verklärt durch den Blick von der Höhe. Der Frieden um ihn schafft Frieden in ihm.

Kennt ihr das Bild? Es ist die Wanderung unseres Lebens von der Jugend bis zum Alter. Die drunten sind, streben empor; wir wollen einst glückliche Greise werden. Aber der Weg ist lang und die Mühen sind groß, es braust der Lärm und es tobt der Streit, die Leidenschaft brennt und die Sorge quält. Im Kampfe des Lebens finden wir selten den Frieden. Die aber, die schon droben stehen, die Männer und Frauen im Silberhaar, sie blicken hinab von der Höhe zur Tiefe. Was uns hemmt, sie haben es überwunden, was uns fesselt, sie haben es abgestreift. Die Täuschungen der Welt und die Leidenschaften der Seele liegen weit hinter ihnen. Es ist ruhig und still in ihnen geworden. Und wenn sie zurückschauen auf ihres Daseins Pfad — der Blick von der Höhe verklärt ihnen das Bild. So ist ihr Leben ein Leben stiller Beschaulichkeit; sie sind uns ein Symbol des Friedens.

Das aber ist des Friedens größter Segen: er strömt von denen aus, die ihn besitzen, und weiht durch seinen Odem alle Räume ihres Hauses. Und so kommt der Frieden auch in unser Altersheim. Nicht wir können ihn geben, die wir noch im Kampfe des Lebens stehen, die Greise und Greisinnen müssen ihn selber bringen: in sich, mit sich. Das sei das Beste, was sie diesem Hause spenden: den Frieden ihrer eigenen Seele.

Er muß sich im innigen Gemeinschaftsleben derer offenbaren, die hier zusammenwohnen und traute Zwiesprache miteinander halten. Es ist die gleiche Welt, in der sie leben, die Welt der Erinnerung. Und bei dem Austausch ihrer Gedanken wird auch das Ernste und Trübe, das sie einst erfahren haben, umwoben von dem Hauche der Verklärung. Es liegt etwas unendlich Wohltuendes in diesem gemeinsamen Gedenken entschwundener Tage: „Hier war ich stark, und dort war ich froh; hier hielt ich durch, und dort blieb ich fest; hier habe ich einen Schmerz erfahren, und dort habe ich ein Glück genossen!" Das sei der Frieden unseres Altersheims: eine stille Beschaulichkeit, die rückwärts blickt und von vergangenen Zeiten spricht. Sie spinnt geheimnisvolle Fäden zwischen denen, die drinnen wohnen, so daß sie wie

Geschwister werden. Und wie Geschwister sich gegenseitig dulden und tragen, so sollen auch sie sich dulden und tragen lernen mit ihren Schwächen und in ihrer Eigenart. Dann schreitet der Engel des Friedens durch das Haus, unsichtbar, und doch ein mächtiger Fürst.

Und wer dann hineinblickt in dieses Haus, der muß es lesen in jedem Antlitz, der muß es sehen in jedem Winkel: Wie schön und herrlich sind dieses Hauses Räume, schön und herrlich durch den Geist des Friedens!

Das Altersheim eine Stätte der Gottesfurcht! Gottesfurcht lebt in uns allen; denn in uns allen lebt Religion. Solange Menschen auf Erden wandeln, fühlen sie sich abhängig von einer höheren Macht, blicken sie empor zu einem vollkommenen Wesen. Unsere Seele stammt von oben, unsere Seele strebt nach oben. So ist es bei jedem Menschen; wir geben uns nicht selbst die Gottesfurcht; sie ist uns eingeboren. Am tiefsten und reinsten aber offenbart sie sich dort, wo der Mensch in sich still geworden ist. Der Greis im Silberhaar hat das innigste persönliche Verhältnis zu seinem Gott. Wer auf der Spitze des Berges steht, der ist dem Himmel am nächsten. Wohl glüht auch in uns der Gottesfunke Religion, wohl brennt auch in uns des Glaubens heilige Flamme, doch des Lebens Kampf lenkt unsere Seele ab. Anders der Greis. Er war ein Jüngling wie die, die nach uns kommen: er war ein Mann wie wir, die wir hier stehen; in seiner Jugend wollte auch er den Himmel stürmen, in seiner Kraft wollte auch er die Welt erobern; aber je älter er wurde, desto ruhiger wurde er, desto mehr hat er erfahren, wie viel wir wollen und wie wenig wir können. Er hat die Schranken begriffen, die unserem Wirken gezogen sind. Er lernte sich bescheiden. Was der Jüngling kaum ahnt, was der Mann schon fühlt, der Greis hat es erlebt: die Ohnmacht unseres Könnens. Wir sind nichts ohne Gott; wir sind alles

mit Gott. So bietet der Abend die Frucht, die am Morgen keimte und am Mittag zu reifen begann: das Leben in Gott, tiefer und inniger als wir es besitzen.

Und ein solches Leben in Gott mögen auch die führen, denen dieses Haus eine Heimstätte bietet. Die Greise und Greisinnen, die hier drinnen weilen — die Träger inniger Gottesfurcht! Das sei die reiffste Frucht am Baume ihres Lebens. Gottesfurcht aber ringt nach Ausdruck; sie will sich nicht nur im sittlichen Tun kundgeben, sondern auch in der Andacht eines frommen Gemütes. Der Gottesfürchtige will beten, will danken, will sein Herz vor Gott ausschütten können. Und so erstand auch in unserem Altersheim als weihevollster Raum die Andachtsstätte, die alltäglich die Gläubigen in sich vereint. Da können sie beten, wie es ihnen ums Herz ist; da mögen sie bitten und danken, loben und preisen, und jede Stunde, die sie da verleben, bringt sie ihrem Gott noch näher. Ihrem Gott, der zugleich ist der Weltengott, der ewige, einzige, menschenbeglückende Weltengott. Ja, andächtige Festversammlung, die Gebete, die da drinnen aus frommer Seele emporsteigen, gelten dem Herrn des Himmels und der Erde. Ihm gilt das Schmah jisroël, das mit freudiger Zuversicht alle bekennen; ihm gilt das Gelöbnis, das sie täglich erneuen: unwandelbar ihn zu lieben mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele; ihm gilt das Kaddischgebet, das die Greise sprechen zum ehrenden Gedächtnis der heimgegangenen Wohltäter dieses Hauses. Kaddisch! Wißt ihr, was das ist? Es ist ein Hymnus auf den Weltengeist; es ist die Bitte an den Weltenschöpfer, daß er das Reich der Wahrheit, der Liebe und des Friedens ausbreiten möge unter allen Menschenkindern auf Erden. Kaddisch! Mir scheint, das ist der reinste Ausdruck tiefster Gottesfurcht: wir preisen und feiern den ewigen Gott in der weihevollsten Stunde der Andacht, wenn wir der Entschlafenen gedenken. Kaddisch! So beten es auch die Greise da drinnen, und so werden sie für uns die Träger wahrer Religion. Der Odem echter Frömmigkeit soll dieses Haus immer durchwehen. Und wer in unser Altersheim eintritt, der muß es dann lesen in jedem Antlitz, der muß es dann sehen in

jedem Winkel: Wie schön und herrlich sind dieses Hauses Räume, schön und herrlich durch den Geist der Gottesfurcht!

Andächtige Festversammlung! Ich habe das Greisenalter hier gezeichnet, wie es ist, wie es sein soll: Liebe empfangend, Frieden spendend, Gottesfurcht in der Seele tragend. O möchten auch die, die hier eine Heimstätte finden, von solchem Geiste stets durchdrungen sein! Mit diesem Ausblick in die Zukunft weihen wir das Haus, das werktätige Barmherzigkeit hier aufgerichtet hat. Wir weihen es im Namen des einig-einzigen Gottes als ein Denkmal der Liebe, als ein Haus des Friedens, als eine Stätte der Gottesfurcht. Möge der allgütige Weltenvater all denen, die das Haus betreten, mit seinem Segen nahe sein, wie er uns nahe ist in dieser Stunde, da ich sein Segenswort ausspreche über diese Versammlung: „Der Herr segne dich und behüte dich! Der Herr lasse dir sein Antlitz leuchten und sei dir gnädig! Der Herr wende dir sein Antlitz zu und gebe dir seinen Frieden!“ Amen.

